R.4.7

Conscience
Greffier der Koninglyke Akademie
te Antwerpen.

Verlag v. Carl B. Lorck in Leipzig

Hendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

aus dem

Vlämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

O. L. B. Wolff.

Erster Band.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1849.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Hendrik Conscience.

Gegen das Jahr 1811 verließ ein junger Aspirant in der damals kaiserlichen französischen Marine den Seedienst, und erhielt eine Anstellung bei den Schiffswerften zn Antwerpen. Bald darauf vermählte er sich mit einer Bürgerstocher in seinem Wohnorte, und als die Franzosen 1815 Antwerpen auf immer verließen und Alles wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde, kam er auf den Gedanken, sein bescheidenes Einkommen durch einen, zu jener Zeit noch ganz unbekannten Erwerbszweig zu vergrößern; er kaufte nämlich abgetakelte und außer Gebrauch gesetzte Schiffe, zerlegte sie und verkaufte die einzelnen noch brauchbaren Theile wieder an Schiffsbauer. Dies Unternehmen war von glücklichem Erfolge begleitet und setzte ihn in den Stand, seine Speculationen auch auf andere Gegenstände auszudehnen, was ihm um so lieber sein mußte, als seine Ehe war mit Nachkommenschaft gesegnet worden. Bereits am 3. December 1812 hatte ihm seine Gattin einen Knaben geschenkt, der

sich im Laufe der nächsten Jahre als ein zartes, kränkliches, sinniges, zum Nachdenken geneigtes, mitunter auch wohl etwas mürrisches Kind still entwickelte und in der Taufe den Namen Hendrik (Heinrich) erhalten hatte. Leider starb die Mutter schon, als derselbe eben sein siebentes Jahr erreicht. Ein mutterloses Kind fühlt sich nur zu leicht auf sich selbst verwiesen, dies mochte wohl mit dem kleinen Hendrik der Fall sein; ein neuer Erwerbszweig jedoch, dem sich der Vater zwei Jahre später hingab, fing indessen an ihn dermaßen zu beschäftigen, daß seine jugendliche Seele bald die Kinderspiele, wie die Kinderleiden darüber vergaß. — Statt mit Schiffstrümmern ferner zu handeln, war der ehemalige Marine-Aspirant nämlich auf den Gedanken gekommen, Trümmer geistigen Lebens im Handel umzusetzen, und hatte seine Magazine mit altem Papiere und namentlich mit alten Büchern, die er gleichfalls als Maculatur erstand, bis in die obersten Räume hinauf gefüllt. Dem Knaben bot sich nun eine überaus reiche Gelegenheit dar, seinen Hang zum Lesen zu befriedigen; Berge von Büchern lagen vor ihm aufgehäuft da. Er versäumte Nichts, sondern las unaufhörlich; jedes Buch, dessen Aeußeres oder dessen Titel ihn reizte, wurde nicht eher wieder hingeworfen, als bis es gleichsam ein alter Bekannter war. Mit derselben unermüdlichen Begierde wurde

Alles von ihm verschlungen; Gedichte, Romane, kurz Werke des Gefühls und der Einbildungskraft zogen ihn jedoch bei Weitem nicht so an, wie naturgeschichtliche, physikalische, geographische und andere streng wissenschaftliche Schriften. Das Gefährliche, das in einer so unbewachten und ungeregelten Lectüre verborgen lag, übte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; theils der reiche Wechsel, theils seine zarte Jugend schützten seine Seele vor dem verderblichen Hauche verbotenen Wissens.

So verflossen einige Jahre; da faßte der Vater plötzlich einen Widerwillen gegen das Stadtleben, kaufte ein Stück Land in der Nähe von Antwerpen, baute dort mit eigenen Händen eine Art von Einsiedelei und bezog dieselbe mit seinen beiden Söhnen. Das Gebäude war von einem großen Garten umgeben. Mit der Außenwelt kamen die Bewohner desselben gar nicht in Berührung, denn die nöthigen Lebensbedürfnisse wurden ihnen in das Haus gebracht, und die zwei Knaben waren ganz auf sich selbst verwiesen, wenn ihr Erzeuger, wie das häufig geschah, sie auf Wochen, ja auf Monate lang verließ, um in belgischen oder französischen Häfen abgetakelte Schiffe aufzukaufen. Während solcher Perioden mußten die beiden Söhne für Haus und Heerd sorgen und sich in die Arbeiten für den Garten, wie für die Küche, theilen.

Diese Einsamkeit wirkte, wie das nicht anders sein konnte, ganz eigenthümlich auf den jungen Conscience; wie früher einer Menge von Büchern, so wandte sich sein strebender Geist jetzt nur einem Buche zu, aber einem erhabenen, das noch kein Mensch auf Erden sich rühmen kann, bis zu Ende gelesen zu haben, dem der Natur. Der mächtige Einfluß, den sie auf ihn ausübte, war ungeheuer und tritt uns aus allen seinen Schriften fortwährend entgegen. Aus ihr schöpfte er jene warme Liebe für alles Erschaffene, jene innige und tiefe Gottesfurcht, jene reine Freude am wirklich Schönen und Erhabenen, die Allem, was seine Seele hervorbringt, den Stempel echter Liebenswürdigkeit und Humanität aufprägt.

Drei Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorbeigezogen, da verheirathete sich sein Vater wieder. Die beiden, in fast gänzlicher Freiheit des eigenen Willens herangewachsenen Brüder widersetzten sich den Befehlen der strengen, auf ein geregeltes Leben dringenden Stiefmutter, und es blieb am Ende nichts übrig, um den steten Zwistigkeiten und Klagen ein Ende zu machen, als sie in eine Erziehungsanstalt nach Antwerpen zu senden. Hier wachte in Hendrik die Liebe zu wissenschaftlichen Bestrebungen wieder auf und er beschloß, sich dem Lehrerfache zu widmen. Die belgische Revolution von 1830 unterbrach ihn jedoch

in seinen Studien; ihre Ereignisse übten einen mächtigen Zauber auf seine jugendliche, von vaterländischer Begeisterung überwallende Seele; er verließ die Schule und das elterliche Haus, und nahm als Freiwilliger Dienste in der Brigade des Generals Niellon. Nachdem er mehrern Treffen und auch der unglücklichen Schlacht von Löwen beigewohnt, brachte er es binnen sechs Dienstjahren nur bis zum Sergeant-Major, aber er war zugleich der Dichter des Regiments, und in den französischen Liedern, die er für dasselbe verfaßte, mochte wohl Manches vorkommen, das ihn bei seinen Kameraden, aber nicht bei seinen Oberen beliebt machte, welche der damals in belgischen Heere nur zu oft sich offenbarende Geist der Insubordination stören mußte. Das Vlämische war zu jener Zeit zum verachteten Volksdialecte herabgesunken, und Conscience hatte damals nur geringe Ahnung davon, daß er einst dazu berufen sein würde, der Bedeutendsten Einer zu werden, die diesem edlen, altgermanischen Idiom Rang und Würde einer Schriftsprache wiedergeben sollten. Ganz unbewußt war er dessen jedoch nicht, denn in einem Briefe vom 1. März 1830 schrieb er seinem Freunde J. A. de Laet, demselben, der sich später ebenfalls als ein Führer der vlämischen Partei auszeichnete: „Ich sende Dir hier einen prosaischen Aufsatz.... ich hatte ihn zuerst für mich in der

Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja sogar Wildes. Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlämische Literatur. Es ist das ein Traum, der mich bezaubert und sobald nicht schwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen." — Wie trefflich hat er Wort gehalten!

Die strenge Reform, welche in der belgischen Armee stattfand, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern. Das väterliche Haus, in das er nun zurückkehrte, bot ihm jedoch keine unabhängige Stellung dar, und er ging nach Antwerpen, um sich dort ein Unterkommen zu suchen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Entmuthigt durch unfruchtbare Anstrengungen und finster in die Zukunft blickend, die ihm nichts Erfreuliches darzubieten schien, fühlte er sich eines Tages auf das Höchste aufgeregt, und sein Geist beschloß in straffer Spannung den Kampf gegen die Ungunst der Verhältnisse. Er nahm sich vor, ein Buch in vlämischer Sprache zu schreiben. Eine Stelle in Guicciardini's Beschreibung der Niederlande gab ihm die Idee, eine Reihe von Scenen aus der Zeit der spanischen Oberherrschaft zu entwerfen. So entstand sein Wonderjaar. Dieser Versuch fand eine günstige Aufnahme in Belgien, trug aber dem Dichter nur geistige Früchte,

denn als er später mit dem Drucker abrechnete, war er diesem nach Abzug aller Kosten, statt des Gewinnes, noch eine, für seine Verhältnisse unerschwingliche Summe schuldig. — Jetzt drangen noch dazu seine Eltern in ihn, welche nur die schlimme Seite dieses unglücklichen Ausganges seiner Speculation sahen, sich ernstlich um eine Versorgung zu bemühen. Sein Vater fühlte sich um so mehr dazu veranlaßt, als sich die Familie seit der zweiten Heirath bedeutend vergrößert hatte und er sich außer Stand gesetzt sah, noch länger für den bereits erwachsenen Sohn zu sorgen.

Mit schwerem Herzen verließ nun eines Abends, nach einem Gespräche mit den Seinigen, in welchem er viel Bitteres hatte hören müssen, der talentvolle Jüngling auf immer das väterliche Haus. Seine ganze Habe bestand in zwei Francs und einigen Kleidern, die er, in ein Tuch geschlagen, unter dem Arme trug. Von trüben Gedanken gequält, richtete er seine Schritte nach Antwerpen, nicht wissend, was er beginnen solle. Da begegnete ihm in der Nähe der Stadt ein alter Schulcamerad, der, als er seine Geschichte erfahren, ihm Trost zusprach und ihn in das Haus seiner Eltern führte. Diese nahmen sich, auf des Sohnes Zureden, seiner thätig an und sagten für ihn auf unbestimmte Zeit in einem Wirthshause der Vorstadt gut, sodaß für seine nothwendigsten

Lebensbedürfnisse gesorgt war. Von nun an schienen ihm hellere Sterne zu leuchten. Der berühmte Maler Wappers interessirte sich für ihn und wirkte ihm eine Audienz bei dem Könige aus, damit er diesem sein Buch überreiche. Fast wäre auch hier wieder die Hoffnung des jungen Conscience an einem geringfügigen Umstande gescheitert; er besaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem König erscheinen konnte; allein sein Gönner Wappers, der nichts halb thun wollte, half ihm hier mit seinen eigenen Kleidern aus. Obrist Joly — jetzt General — führte ihn nun zu dem Könige, der ihn huldreich aufnahm und ihm eine Unterstützung bewilligte. Dadurch ermuthigt, ergriff Conscience von Neuem die Feder und veröffentlichte bald darauf sein zweites Buch, Phantasia, welches jedoch ganz das Schicksal der ersten Arbeit theilte, und zwar literarischen Erfolg, aber zugleich einen nicht geringen Saldo, den der Verfasser dem Buchdrucker nach der Abrechnung zu leisten hatte, mit sich führte. Eine magere Anstellung bei dem Provinzialarchiv, mit einem Gehalte von 500 Francs, welche ihm zu Theil ward, gab ihm jedoch die Kraft, auf der einmal betretenen Bahn zu verharren. Er nahm seine Nächte zu Hülfe und schrieb einen historischen Roman in drei Bänden: De Leeuw van Vlaenderen. — Dieses Werk fand eine überaus günstige

Aufnahme in Belgien, und machte seinen Verfasser beliebt im ganzen Lande; aber trotzdem war der materielle Gewinn, den er von dieser vierzehnmonatlichen Arbeit zog, nach Abzug aller Kosten, die Summe von — — sechs Francs (1 Thlr. 18 Ngr.). — Conscience's Talent, Geist, Fleiß, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit, wie er sie in demselben offenbarte, fanden allerdings die rühmlichste Anerkennung, erweckten ihm aber zugleich Haß und Verfolgung von Seiten der französischen Partei in Belgien, die in ihm einen der bedeutendsten Vorkämpfer des Vlämischen erblickte, dieses Element um jeden Preis niedergedrückt wissen wollte, und ihr Streben durch die damaligen staatlichen Verhältnisse Belgiens unterstützt und befördert sah.

Von Neuem trübte sich nun der Horizont des Armen. Der schlechte materielle Erfolg seiner Unternehmungen hatte ihn in Geldverlegenheiten gestürzt, und er mußte sich voll Schmerz gestehen, daß die Feder nicht das Mittel sei, ihm eine sorgenfreie Lage zu bereiten. Er litt im Stillen und faßte plötzlich den Entschluß, die Schriftsteller-Laufbahn aufzugeben und sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Mit bewunderungswürdiger Charakterstärke verwirklichte er diesen Plan, verdingte sich bei einem Gärtner als Gehülfe und führte dieses Leben standhaft dreizehn Mo-

nate lang durch. Die Natur, der er nun wieder näher getreten, war sein einziger, aber auch sein kräftigster Trost. — Indessen sein Gönner und Freund Wappers verließ ihn nicht, sondern lenkte von Neuem die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Königs Leopold auf ihn. Conscience erhielt das Amt eines Greffier bei der Academie der schönen Künste zu Antwerpen und sah sich nun vor jedem Mangel geschützt. Von Neuem ergriff er jetzt die Feder, und es folgten nun rasch auf einander Hugo van Craenhove, eine Geschichte aus dem Mittelalter (deutsch von dem Verfasser dieser Skizze), seine Avondstonden, Het Boek der Natuer, — seine Geschichte Belgiens, Lambrecht Heusmans u. s. w. — Alle diese Leistungen erfreueten sich des verdientesten Beifalls, wurden in mehre fremde Sprachen übersetzt und erwarben ihrem Verfasser einen europäischen Ruf; natürlich war auch ihr materieller Ertrag günstiger, als dies bei seinen früheren Arbeiten der Fall gewesen.

Hendrik Conscience ward aggregirter Professor an der Universität Gent, Professor und Lehrer der vlämischen Sprache und Literatur bei den königlichen Kindern, Ritter des belgischen Leopolds-, des preußischen rothen Adler- und des bayerischen St. Michaelsordens, sowie Mitglied des königlichen Instituts zu Leyden.

Jakob von Artevelde.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Der Freitagsmarkt in Gent ist einer derjenigen Plätze, deren Anblick allein den Dichter in vergangene Zeiten des Ruhms und der Volksgröße zurückversetzt. Diese Ebene liegt da wie ein unermeßliches Blatt, auf welchem die ganze Geschichte der vlämischen Gemeinen geschrieben steht. Auf dieser Bühne von Flanderns Glück und Unglück, von Flanderns Macht und Erniedrigung hat der Grund hundert Mal gebebt unter den Tritten der wühlenden Menge; sein Boden hat das Blut unserer Väter in wüthenden Bürgerkriegen getrunken, die Luft hallte dort wieder von jauchzenden Siegesrufen, von rasendem Rachegeschrei, von Liebesgesängen für den Fürsten, Verfluchungen der Tyrannen und glühenden Wünschen für Vaterland und Freiheit.

Was auch immer das Gemüth der trotzigen Genter bewegen mochte — sei es Freude, Leid oder Zorn — das Volk strömte stets aus allen Straßen nach dem Freitagsmarkt, als nach dem Platze, der Jedem zugehörte, und wo selbst der Bettler, wenn er Bürger von Gent war, sagen konnte: dies ist mein Eigenthum.

Durch lange Gewohnheit hatte das Volk sich eingebildet, daß auf dem Freitagsmarkte jeder Bürger, gleichviel ob arm oder reich, über die Angelegenheiten der Gemeine und des Landes sagen könne, was er wolle, ohne daß es der Obrigkeit gestattet sei, den Genuß dieser Freiheit zu beschränken oder Jemanden besonders zu bestrafen für Etwas, das sich auf dem Freitagsmarkte ereignet hatte. In der Meinung der Menge galt dieser Platz daher als ein freier Boden, auf dem Niemand zu gebieten habe denn das Volk allein; was man in keiner andern Straße oder auf keinem andern Markte thun und aussprechen durfte, das sagte man laut und that es öffentlich auf dem Freitagsmarkte.

Bei Aufständen oder zur gesetzlichen Vertheidigung von des Volkes beeinträchtigtem Rechte versammelten sich hier die bewaffneten Mitglieder der Neeringen oder Gilden, bereit als eine eifersüchtige und mannhafte Gemeine die Freiheit zu rächen, und wenn sie auch nur dem Scheine nach angegriffen worden war. Hier auch, vor dem Giebel des Hochhauses, schwor Gent seinen Fürsten Treue und legten diese den Eid ab, Flanderns Rechte nicht zu schänden.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte der Freitagsmarkt ein ganz anderes Aussehen als jetzt; die St. Jakobskirche, von allen andern Gebäuden abgesondert, beherrschte den ganzen Plan, ohne daß ein einziges Haus ihre Aussicht bis an die Leije verhinderte. Dieser Tempel war von einer runden Mauer umschlossen, innerhalb welcher sich der Kirchhof mit seinen einsamen Gräbern

ausbreitete; vier Fußpfade durchkreuzten den Gottesacker, über die man bei Tage wie bei Nacht gehen durfte, sei es um vor dem Beinhause zu beten, sei es um seinen Weg abzukürzen. Vor dem Giebel der Kirche, in einiger Entfernung, doch gleichfalls in der Mitte des Marktes, stand der Collatiezolder, ein altes Gebäude mit rundem Thurm, wo die Dechanten der Gilden zu allgemeinem Rathe, Collatie genannt, sich versammelten, um über alle Zunftangelegenheiten zu beschließen. Eine eiserne Gallerie, der Ring geheißen, umschloß das Thürmchen wie ein Gürtel auf der Hälfte seiner Höhe. Jedes Stück Tuch, Leinwand oder Barchent, welches Freitags zu Markt gebracht wurde, und von dem die Finder oder Geschwornen der Gilden urtheilten, daß der Stoff verfälscht oder schlecht genug gearbeitet sei, um dem Ruhme des Genter Gewerbfleißes Abbruch zu thun, ward zur Schande für seinen Verfertiger öffentlich auf den Ring gehängt. Die Häuser rings um den Freitagsmarkt sowohl wie in den andern Stadtvierteln waren meist von Holz aufgeführt und mit Stroh gedeckt; einige derselben, die Wohnungen bemittelterer Bürger, hatten ein Ziegeldach und einen Giebel von Backsteinen, zwischen welchen hölzerne Bindebalken in großen Quadraten hindurchliefen. Die Fenster waren in Spitzbögen oder sonst vielgestaltig, alle jedoch durch einen aufsteigenden Pfeiler in zwei Hälften geschieden und durch geschickt eingefügte Glasscheiben verschlossen. — Es wäre thöricht zu glauben, daß das für diese Wohnungen verwandte Baumaterial ihnen ein geringes Ansehen hätte geben

müssen; dies mochte allerdings der Fall sein bei den niedrigen Häusern, welche Arbeitern oder armen Bürgern als Wohnung dienten; aber die immer sehr hohen Bürgerhäuser entfalteten genugsam Pracht und Kunst, zum Beweise, daß Reichthum und Geschmack ihren Bau geleitet hatten. Diese Pracht bestand in erhabenem Bild- und Laubwerk, mit welchem alles sichtbare Holz des Giebels gleichsam überdeckt war, und in den ausgesuchten Formen der verzierten Fensterbögen, unter welchen allerlei geschnitztes Laub- und Blätterwerk sich zu ringeln schien. Trotz dieser reichen Bauart und dem künstlichen Schmuck boten die Häuser von Gent dem Blicke des Beschauers nichts Gefälliges dar; über die ganze Stadt herrschte der braungraue Ton des verwitterten Eichenholzes und die fahle Aschfarbe des halb vermoderten Strohes.

In einem Winkel des Freitagsmarktes, nach dem Waelstege zu, stand eine Art von Schloß, aus schwerem schlechtem blauem Schieferstein aufgebaut. In dem Vordergiebel desselben, der auf seiner ganzen Breite mit Ecksteinen gekrönt war, prangten schöne spitzbögige Fenster; an jeder Ecke des Giebels hing ein Thurm, Drommer oder Kessel genannt, der mit Schießlöchern versehen war. In diesem Schlosse wohnte das edle Geschlecht von Utenhove.

Solcher befestigter Häuser, die man Steine nannte, gab es viele in Gent; sie gehörten fast alle Edelleuten zu und waren dem Stadtrecht nicht unterworfen, indem sie als fürstliche Lehen unmittelbar von dem Grafen abhingen.

Es läßt sich denken, daß solche Steine, mitten in den Gemeinen aufgeführt, nichts Anderes waren als Festungen, aus denen die Lehnsherren das Volk beherrschten und unaufhörlich dessen Freiheit und Entwickelung bedrohten oder es niederhielten, wo es noch nicht aus seiner ursprünglichen Unmündigkeit sich erhoben hatte. Bei den eigentlichen alten Herrenlehen auf dem platten Lande war dies auch wirklich der Fall; aber in der Stadt Gent hatte der Geist des Gewerbfleißes und der Volksmacht schon lange Alles durchdrungen, sogar die felsenähnlichen Mauern der Steine. Die edeln Geschlechter waren dort in die Bürgerschaft getreten und redliche Glieder der Gemeine geworden, dem Volke rathend und helfend bei der Entwickelung der Arbeit und der Freiheit. So war es gekommen, daß die Genter Edelleute — obwohl hinsichtlich ihrer Schlösser, als ihres unbeweglichen Eigenthums, unabhängig von der Schöffenbank — sich selbst hinsichtlich ihrer Personen unter das allgemeine Recht der Stadt Gent gestellt hatten. Sie nahmen in völligster Gleichheit an den Lasten und Pflichten Theil und genossen gleich Jedem die Vorrechte und den Schutz der mächtigen Gemeine.

Wohl gab es einige Edelleute, ja sogar ganze Geschlechter, welche diesem Vorbilde nicht gefolgt waren. Diese beklagten es sehr, daß das Volk so drohend sein Haupt gegen die Macht der Lehensherren erhob, und da Frankreich damals noch das Land war, wo die Ritterschaft in ihrem vollen Glanze prangte und das Volk unwiderstehlich unterdrückte, so hatten sie ihre Hoffnung

und ihre Neigung auf Frankreich gewandt, wähnend, daß von dort eine Macht ausgehen werde, die dem Hochmuth des Volkes Gränzen setzte. In Flandern nannte man diese Edelleute, sowie überhaupt Alles, was französisch gesinnt war, spottweise die Leliaerds (die Anhänger der Lilien, des französischen Wappens).

Ursprünglich war es jedem Bürger verboten, in einem Stein zu wohnen; Ritter allein durften in einem befestigten Hause ihren Aufenthalt nehmen; aber im vierzehnten Jahrhundert war der Reichthum der Genter Bürger schon so hoch gestiegen, daß einige sich auch Steine gebaut oder von herabgekommenen adeligen Familien gekauft hatten.

Der Freitagsmarkt war nicht immer der Schauplatz der Freude und des festlichen Gewühls; es giebt auch in Flanderns Geschichte trübe Blätter, die von des Volkes Elend und Erniedrigung erzählen.

Der 25. December im Jahre unsers Herrn 1337 war ein kalter widerlicher Tag; seit vierzehn Monaten wüthete eine gräßliche Hungersnoth im reichen Flandern. Diese Plage, hundert Mal schlimmer als Pest und Krieg, hatte die Lebenssäfte des Volkes aufgetrocknet und selbst die früher niemals entmuthigten Genter so ihrer geistigen wie ihrer körperlichen Kraft beraubt, daß ihnen keine Stärke mehr zu bleiben schien, um sich ein besseres Loos zu wünschen. Der Tod nahte sich ihnen wie ein Schlaf der Ermattung; er raffte täglich wie ein schleichendes Ge-

spenst Hunderte von Schlachtopfern hinweg, und dennoch betrachteten ihn die unglücklichen Vläminger mit jenem stumpfen zweifelhaften Blicke, welcher verkündet, daß selbst die Liebe zum Leben in uns erstorben ist.

War es schon in Gent gräßlich, die verhungerten Arbeiter mit eingesunkenen Augen und verwildertem Antlitz wie stumme Schatten durch die Straßen schwanken zu sehen, so zeigte sich dies noch entsetzlicher in dem Schicksal der armen Dorfbewohner, die bis dahin ihren Wohlstand und selbst Ueberfluß im Spinnen und Weben von Wolle oder Flachs gefunden hatten. Dort eilte der furchtbare Hungertod von Wohnung zu Wohnung, um den Arbeiter auf seinem ruhenden Webstuhl zu treffen, während derselbe Frau und Kinder vor seinen brechenden Blicken mit mörderischen Schmerzen kämpfen sah; dort folgten Krankheit und Pest der Hungersnoth auf dem Fuße nach, um noch die zu rauben, welche jene am Rande des Grabes gelassen hatte. Es gab Gemeinen, in denen die entsetzlichste Stille herrschte, als ob der Tod keinen einzigen Bewohner verschont habe, und wo in der That die Leichen ganzer Familien wie vergessen liegen geblieben waren. Man sah auf den Feldern Frauen und Kinder wie rasende Thiere die Kräuter aus dem gefrornen Boden reißen und tödtlich getroffen hinsinken, die trügerische Nahrung im krampfhaft verzerrten Munde. Ach! nichts war schrecklicher als der Anblick dieses hoffnungslosen Kampfes einer fleißigen und zahlreichen Bevölkerung gegen Seuche, Pest, Kälte und Hungersnoth.

An jenem Tage zeigte der Freitagsmarkt auch in seiner ganzen Gräßlichkeit das Elend des Volkes. Auf demselben Platze, wo die Bürger von Gent so manches Mal in jauchzendem Gewühl ihren Wohlstand und ihre Freiheit gefreiert hatten, lagen sie jetzt erschöpft, gelähmt und abgezehrt, den bewußtlosen Blick auf den Boden gerichtet.

Am Fuße von St. Jakobs Kirchhofsmauer saßen viele Frauen und Kinder zusammengekauert, um sich vor dem schneidenden Winde zu schützen; sprachlos lagen sie da wie ein Haufen versteinerter Leichen, vor den Mauern, hinter denen ihr Grab vielleicht schon gähnte; keine Klage, keine Bewegung als allein der laute Kuß, den eine Mutter auf die Lippen ihres erstarrenden Kindes drückte, oder die Stimme eines Knaben, der mit dem Gesichte im Schooß versteckt die Worte Brod, Brod! aussprach, als ob der Boden ihn hätte erhören können. Bei dem Gotteshause zu St.-Jan-in-de-Olie (St. Johannes im Oelberge) trauerten solche Haufen leidender Frauen und längs allen Häusern, die sich von St. Jakobs nach der Leije hinzogen, konnte man die verhungerten Bürger sitzen sehen, ebenso niedergedrückt wie die Frauen und das Antlitz ganz in ihr Regentuch versteckt.

Warum kamen sie denn auf einen Markt, um dort mit der bitteren Kälte zu kämpfen, während ihre Wohnungen ihnen zum Mindesten Schutz, wenn auch nicht vor dem wüthenden Hunger, doch vor dem schneidenden Nordwinde darboten? Der Freitagsmarkt? Dort lebte das Volk von Gent ganz und gar, dorthin hatte es stets

seine Freude gebracht, es brachte jetzt auch sein Elend und sein Leid dahin.

Unter dem Thürmchen vor dem Hochhause und weiter den Markt hinauf nach der Seite der Leije zu änderte sich dieses gräßliche Schauspiel der Hoffnungslosigkeit und des tödtlichen Schmerzes; hier waren in zahlreichen Haufen die Bürger versammelt, in deren Herzen noch Feuer genug lebte, um Zorn zu nähren oder Rettung zu suchen. Hier schossen noch aus manchem Auge drohende Strahlen der Rachsucht gegen die Ursache von des Volkes Elend; hier sah man Fäuste sich krampfhaft ballen; hier hörte man blutige Drohungen und bittere Spottreden auf die Feigheit der Vläminger.

„Sind wir Genter?" rief ein trotziger Blaufärber in dumpfer Wuth. „Wir Genter? Ach, wir vergehen vor Hunger, unsere Kinder sterben wie junge Hunde, unsere Frauen liegen da am Kirchhofe wie das Schlachtvieh, das seinen Tod erwartet, und wir, wir stehen hier machtlos und fluchend."

„Aber, Lieven Comyne, was können wir thun?" bemerkte ein Anderer mit muthlosem Ton. „Es ist keine Nahrung im Lande, wer soll uns denn Arbeit geben?"

„Was Ihr da sagt, Simon, ist eine Feigheit; die Gemeine darf ihre Bürger nicht Hungers sterben lassen!" murrte ein Dritter.

„Ach!" seufzte Simon, „die Gemeine hat viel gethan in dieser elenden Zeit; vor vierzehn Tagen hat sie noch eine Anleihe aufgenommen und tausend Pfund an die Gilden ausgetheilt. Unsere Färbergilde hat hundert

siebenunddreißig Pfund davon bekommen, und Ihr wißt es, Lieven, denn das Stadtviertel zum Oudenborgh hat auch hundert Pfund erhalten."

„Dort, dort ist Geld genug!" rief ein Walkmüller, indem er drohend auf den Utenhovestein wies, „aber es gehört Muth dazu, um es herauszuholen, Muth! und wir sind feigherzige Schufte."

Diese Worte überraschten die Zuhörer auf eine sonderbare Weise, und sie betrachteten den Walkmüller mit schmerzlichem Unwillen.

„Schweigt!" rief Lieven Comyne. „Ihr und Simon, Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Betteln, Plündern, was ist das für eine Sprache? — Ja, ich segne auch die Hand, die durch eine milde Gabe diesen armen Frauen und Kindern zu Hülfe kommt und sie labt; aber was wir Männer, wir Genter haben müssen, ist das ein Almosen? Ist es Geld, das wir mit Gewalt rauben sollen? Sind wir denn Bettler oder Diebe? Nein, nein! Arbeit muß es sein, Arbeit und Nahrung. Ich will kein anderes Brod essen, als das ich im Schweiße meines Angesichts verdienen kann. So spricht ein Mann."

„Ja, ja! so spricht ein Mann, der gegessen hat!" antwortete der Walkmüller; „aber ein leerer Magen ist taub. Darum, das Schönreden kann wenig helfen. Keine vierzehn Tage mehr und es wird sich anders gemacht haben in Gent; — und dann wollen wir einmal sehen, wie viel Stücke und wie viele Maß Wein in den Steinen versteckt liegen."

„Ein schlechtes Mittel!“ seufzte Simon, „das stößt uns nur vom Rande in den Graben.“

„Als ob es möglich wäre tiefer zu fallen!“ antwortete der Walkmüller lachend.

„Ha!“ rief Lieven zornig diesem zu; „seid Ihr es nicht, der gestern im Löwen-zum-Brunnen mit dem französischen Kaufmann getrunken und geplaudert hat?“

„Ja, wohl bekam es mir; dergleichen findet man jetzt nicht alle Tage.“

„Ah! dann begreif' ich, wo Ihr das tolle Geschwätz gelernt habt; — und nun erinnere ich mich, Ihr habt fünf Jahre in Frankreich gewohnt mit denjenigen, die sich erkaufen ließen, die vlämische Weberei nach Amiens zu bringen. Ihr dürft nach Eurer Stadt Ypern nicht zurückkehren und Ihr seid selbst kein Bürger von Gent, Ihr steht unter Ribaudenrecht!“

Der Walkmüller entbrannte bei diesem Vorwurf in heftigem Zorn; dies sah man deutlich an der Röthe, die seine Wangen färbte. Da aber Lieven ein sehr starker Mann war, der mit einem einzigen Faustschlag seinen schwächeren Gegner zu Boden strecken konnte, so schluckte dieser seinen Aerger hinunter und antwortete spöttisch:

„Backt sie mit Schmalz, Eure gnädigen Herren, die Euer Schweiß und Blut in Turnieren und Gastmählern verprassen und vergeuden; kriecht zu ihren Füßen und laßt Euch treten, bis alles Volk ausgestorben ist; dann habt Ihr nicht mehr, als Ihr verdient.“

„Er spricht von den Leliaerds,“ bemerkte ein Zim-

mermann, „und er hat Recht; wir wollen denen schon ihre Rechnung machen!"

„Warum zeigt er denn auf Utenhovestein?" versetzte Lieven Comyne. „Wißt Ihr denn, Ihr weggelaufener Yperling, wer Ser Jan von Utenhove ist?"

„Er ist ein Ritter und Bedrücker des Volkes," murrte der Walkmüller.

„Bedrücker des Volks?" wiederholte Lieven mit steigender Erbitterung. „Er ist Dechant der St. Georgengilde; er ist mein Mitgeselle in der Färberei und Finder unserer Gilde; er hat eine Schule gestiftet für die Kinder unserer armen Gesellen; er hat ein Gotteshaus für unsere armen Färber gebaut; er hat schon beinahe die Hälfte seiner Güter verpfändet, um für unsere Zunft die Hungersnoth zu mildern; er hat vielleicht fünfhundert armen Bürgern das Leben gerettet, und gegen solchen Mann wollt Ihr zur Rache rufen?"

„Seht," sagte der Zimmermann, „dort steht er vor seinem Stein und schwatzt mit Tiste, dem Spinner."

„Ja wohl, seht doch!" rief Lieven, „er reicht dem armen Gesellen freundschaftlich die Hand."

„Ja, das ist Einer unter Tausenden," spottete der Walkmüller.

„Man sieht deutlich," entgegnete Lieven, „daß Ihr kein Genter seid und weit her kommt. Weil Ihr in Frankreich das Volk ohne Freiheit von den Lehnsherren und Rittern unterdrückt saht, niedergebeugt unter der Last der Willkür und verarmt durch die Verfälschung des Geldes, wollt Ihr uns hier vorsingen, was Ihr dort

gehört habt. Aber nennt mir einen einzigen Genter Ritter, der sich nicht geehrt fühlt, ein Mitglied einer Gilde zu sein, oder der sich weigerte, einem Zunftgenossen die Hand zu drücken, wenn sie ihm angeboten wird!"

„Ja," antwortete darauf ein Strohdecker, „das ist wahr, so weit es die Vaernewycks, die Goethals, die Verlegheins und Andere betrifft, welche von Vater zu Sohn Bürger von Gent gewesen sind. Aber wie ist es mit den Leliaerds?"

„Die Leliaerds, die sind weder Genter noch Vläminger."

„Und was sind sie denn?"

„Nun, Jan, sie sind Franzosen," antwortete Lieven. „Sieht man sie je in Gent? Sie laufen nach Paris, um dem französischen Könige zu folgen und zu dienen. Ja, die helfen das Böse schmieden, durch das Flandern jetzt ausgesogen und verarmt wird. Aber komme nur der Tag der Erlösung, und sie werden erfahren, was es heißt, sein Vaterland an den Fremdling zu verkaufen."

„Der Tag der Erlösung wird eben so gewiß kommen, wie gebratene Schweine vom Himmel fallen", scherzte der Walkmüller; „ich weiß aber doch nicht, wenn ich Euch so reden höre, gegen wen oder gegen was Ihr zu Felde ziehen wollt."

„Gegen wen?" rief Lieven Comyne. „Wer hat die englischen Kaufleute in Flandern festgehalten, und wer ist Schuld, daß König Eduard die Einführung der englischen Wolle in Flandern verboten hat? Wer hat so unsere Tausende von Webstühlen zum Stillstehen und

das nahrungslose Volk an den Bettelstab und zum Verhungern gebracht? — Das hat der König von Frankreich gethan, und der soll binnen Kurzem erfahren, was der vlämische Löwe vermag, wenn er aufsteht."

„Ach! also gegen Frankreich?" sagte der Walkmüller lachend. „Dann beklage ich Euch. Vergeßt die Geschichte von Niclas Zanneken nicht. Ihr habt vielleicht Lust, im Hemde, barfuß und mit dem Stricke um dem Hals in's Feld zu ziehen."

Er mußte wissen, daß diese Worte die Genter höchlichst erzürnen würden, denn er hatte sie noch nicht halb ausgesprochen, als er sich schon eilig entfernte, bereit zu laufen, sobald ihn Jemand verfolgte. Wirklich wollte ihm auch der Strohdecker nach, um ihm Hals und Beine auf dem Freitagsmarkte zu zerbrechen. Aber Lieven hielt denselben zurück und sagte: „Laß ihn gehen, Jan, er ist nicht der Mühe werth; ich werde ihm schon heute Abends im Löwen zum Brunnen seine Rechnung schreiben. Ich weiß es nicht, aber es sollte mich nicht wundern, wenn dieser fortgelaufene Sperling ein bezahlter Spion der Franzosen wäre."

„Ich sehe in Allem nur noch keine Hülfe," seufzte Simon. „Der Streit zwischen Frankreich und England kann noch Jahre lang währen. Bis es entschieden sein wird, ob Philipp oder Eduard die französische Krone trägt, können alle Weber, und was von der Weberei in Flandern leben muß, vor Hunger und Elend gestorben sein."

„Ich sage Euch, daß das nicht geschehen wird," rief Lieven Comyne heftig. „Die Rolandsglocke wird stür-

men, noch ehe die Woche zu Ende ist. Wir werden zeigen, daß das Genter Blut nicht lügt, wenn man es auch jetzt glaubt. Wir werden mit dem Könige von England anfangen, dann wird bald Nahrung genug im Lande sein. Daß nur Einer komme, Einer, der Muth und Verstand hat, zu rufen Flandern den Löwen: Nahrung, Nahrung! und Ihr sollt sehen, wie der Freitagsmarkt bewaffnete Genter ausspeit. Hier stehen wir wohl sechshundert auf dem Markte; wir sind bereit zu den Waffen zu greifen; Flandern ist bereit sich aus seinem schmachvollen Schlafe zu erheben. Nur ein einziges Wort, nicht wahr? Nun denn, dieses Wort ...."

„Seht," sagte Simon, indem er mit dem Finger vorwärts zeigte, „dort an der Serbodinsbrücke kommt der weise Mann; o, daß er dieses Wort sprechen möchte!"

Derjenige, welcher mit dem Namen des weisen Mannes bezeichnet wurde, kam von fern auf den Freitagsmarkt zugeschritten. Er war ein Bürger von mehr als mittlerer Gestalt, aus dessen Gesichtszügen schon bei dem ersten Anblick hervorleuchtete, daß Vernunft und Weisheit ihm in der That reichlich von Gott bescheert waren. Unter seiner breiten, mit Runzeln durchzogenen Stirn, beschattet von dichten Augenbrauen, glänzten seine braunen Augen, welche voll Ruhe nichts andeuteten als Ueberlegung und Frieden des Gemüthes, deren Blick aber bei der geringsten Anregung gleichsam Feuer strahlte. Seine Nase, mit großen beweglichen Nasenlöchern, verkündete Kraft und Muth, während seine minder scharf geschnittenen Lippen Güte und inniges Mitgefühl verriethen.

Nach der Kleidung zu urtheilen, mußte dieser Bürger reich sein; denn er trug einen Mantel und ein Wamms von schwarzem Sammet mit rother Seide gefüttert. Die Kappe, welche seinen Kopf bedeckte, war von dunkelbraunem Tuch, seine Beinkleider vom schönsten rothen Genter Tuch, und seine Schuhe von gelbem Corduan. Da sein Mantel sich auf der rechten Seite öffnete, so konnte man sehen, daß er am Gürtelriemen eine lederne Tasche trug und auf dieser ein Dolchmesser.

Sobald dieser Mann aus dem Zuivelstege auf den Freitagsmarkt trat und sein Auge von dem Anblick des schrecklichen Volkselendes getroffen wurde, schien ein plötzliches Zittern ihn zu ergreifen und Bitterkeit lagerte sich auf seinem Antlitz. Dennoch ging er, aber langsam, vorwärts, den jetzt flammenden Blick auf den Boden gerichtet.

Um dieselbe Zeit kam ein Stadtribaud aus dem Wolvesteg auf den Markt. Er hielt eine arme Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, an der Schulter und riß sie mit Gewalt fort. Die unglückliche Mutter weinte heftig, während sie wie wahnsinnig ihren Mund und ihre Wangen auf das Antlitz des Kindes drückte und dessen Füße in ihren Busen barg. Es war ein schrecklicher Anblick, diese halb wahnsinnige Frau so gewaltsam gegen die Kälte und die Hungersnoth kämpfen zu sehen, welche das Kind selbst in ihren Armen zu tödten drohten. Der Ribaud achtete nicht auf diesen verzweiflungsvollen Streit; die Mutter schien auch nicht zu wissen, daß man ihr Gewalt anthat. Sie ließ sich ruhig fortschieben und ging mit schwankenden Schritten neben ihrem Führer her. In

der Mitte des Marktes ward der Ribaud von dem weisen Manne aufgehalten mit den Worten: „Ribaud, zerrt die arme Frau nicht so! Was hat sie denn Böses gethan?"

„Ja, ich kann nicht dafür, Meister," sagte der Ribaud ehrfurchtsvoll. „Es ist eine Frau aus Vestrem, die in Gent bettelte. Ich muß sie, ich mag wollen oder nicht, aus der Stadt schaffen, und Ihr seht, Meister, daß sie nicht gehen will."

Eine mitleidige Stimme hatte das Ohr der Mutter berührt. Jetzt hob sie das Haupt empor und zeigte ein abgemagertes Antlitz, das trotz der fahlen Farbe des Hungers noch Spuren früherer Schönheit offenbarte.

„Ach! Meister," rief sie dem weisen Manne zu, „ich bin eine arme Strumpfstrickersfrau aus Vestrem. Mein Mann und mein kleines Resken sind gestern Nacht vor Hunger gestorben; ihre Leichen liegen noch unbegraben in unserer Wohnung. Ich floh, um mein liebes Agneeteken vor dem Hungertode zu retten. Seht, da ist es; aber es muß auch sterben; denn man jagt uns fort. Gott, Gott! ach! läge ich doch schon erfroren, dann fühlte ich die Schmerzen in meinen Eingeweiden nicht. Aber mein Agneeteken, mein Kind ...."

Sie unterbrach ihre Klage, um die Füßchen des schon gefühllosen Kindes noch tiefer in den Busen zu stecken. Plötzlich aber, als ob Etwas sie überrascht habe, hielt sie inne und zeigte dem weisen Manne das arme Geschöpf, während heiße Thränen ihr aus den Augen strömten.

„Seht, seht, Meister!“ rief sie mit einem gellenden Schrei; „mein Kind, mein Agneeteken ist todt!“

Dann wandte sie sich mit einem wahnsinnigen bitteren Lachen zu dem Ribaud und sagte: „Nun kommt, nun führt mich aus dem Thor, damit ich Agneete zu ihrem Brüderchen lege. Morgen wird doch Alles mit uns vorbei sein.“

„Ribaud!“ sprach der weise Mann, „Ihr könnt Eures Weges gehen; ich will für die Frau sorgen; Eure Pflicht ist gethan.“

Während der Ribaud, damit wohl zufrieden, nach dem Wolvesteg zurückkehrte, nahm der weise Mann das arme Weib bei der Hand und führte sie nach der Ecke des Hochhauses.

„Mutter!“ sagte er mit einer Stimme, die vor Mitleid zitterte, „weint nicht so bitterlich und beruhigt Euch; Euer Kind ist nicht todt. Kommt nur mit mir; wir wollen Euer Agneeteken heilen und die Pein in Euren Eingeweiden stillen. Ich werde Euch Beide vor Hunger und Kälte schützen. Ihr habt doch schon zu viel ausgehalten, nicht wahr?“

Die halb wahnsinnige Mutter schien diese Worte nicht ganz zu begreifen, betrachtete aber dennoch den weisen Mann mit funkelnden Augen und mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln der Dankbarkeit, als ob Gott selbst ihr Führer gewesen wäre. So ließ sie sich sprachlos in ein Tuchlager neben dem Hochhause bringen. Auf die Bitte des weisen Mannes eilte hier Alles zu seinem Dienste herbei. Er ließ die Frau in einiger Entfernung

von dem Feuer sich niedersetzen und sie mit Brod und Wein erquicken. Mittlerweile hatte er das erstarrte Kind in die Arme genommen und ließ es jetzt von der Frau des Hauses mit warmen wollenen Decken über den ganzen Leib reiben. Die arme Mutter war aufgestanden und sah mit ängstlicher Erwartung diesen Bemühungen zu. Sie war jedoch körperlich so angegriffen, daß ihr Mund nur unverständliche Töne hervorbrachte.

Plötzlich entfuhr ihr ein Schrei; sie riß das Kind aus den Armen ihres Retters und stürzte vor ihm auf die Kniee nieder, mit so unsinniger Freude ihm Dank zujauchzend, daß sich selbst auf der Wange des weisen Mannes eine Thräne des Mitleids zeigte. — Agneeteken hatte die Augen aufgeschlagen und ihr erster Blick war wie ein beseligender Strahl in das Herz der Mutter gedrungen. — Der Tod hatte sich wieder von dem Kinde entfernt. An der Eile, mit welcher der weise Mann diese Rettung hatte bewerkstelligen lassen, wie an seinen ungeduldigen Bewegungen merkte man leicht, daß er Eile hatte, um seinen Weg fortzusetzen. Nachdem das gute Werk vollbracht war, sprach er leise einige Worte mit dem Herrn des Hauses und sagte dann zu der armen Frau, welche wie bewußtlos ihr Kind fortwährend küßte und streichelte: „Gute Frau, Ihr könnt hier bleiben mit Eurem Kinde, und wenn Ihr nach Bestrem gehen wollt, so soll Euch Reisegeld und was Ihr sonst braucht, gegeben werden. Habt nur guten Muth, liebe Frau."

Die arme Mutter sprang auf und küßte sprachlos die Hand des weisen Mannes, bis dieser nach einem

allgemeinen Gruße das Haus verließ und wieder auf den Freitagsmarkt ging.

Hier sah er sich von Neuem aufgehalten durch die Handwerker, welche bisher bei dem Hochhause gestanden und sich jetzt mit vielen Anderen vor dem Tuchlager versammelt hatten.

„Nun, Mher Jakob," rief Lieven Comyne, „hat das feige Spiel noch nicht lange genug gewährt? Soll der letzte Vläminger auf der Straße sterben wie ein Hund? Wird Niemand kommen, der Verstand und Muth genug hat, um das Land zu retten? Und Ihr selbst, Mher Jakob von Artevelde, Ihr, der weise Mann von Gent, könnt Ihr die Frauen dort am Kirchhof liegen sehen, ohne daß Ihr saget: Es ist Zeit, es muß Blut oder Arbeit geben!"

„Blut, Blut!" murrte Artevelde in sich selbst hinein, indem er den Blick zum Boden schlug. Dann das Haupt wieder emporrichtend sprach er: „Fordert nicht Blut, Ihr Genossen; es ist früh genug, wenn die unerbittliche Nothwendigkeit uns zwingt, es zu vergießen."

„Es muß doch einmal ein Ende nehmen," sagte ein Weber; „es muß Arbeit und Nahrung geben, oder die Rolandsglocke soll Sturm läuten, daß der Thurm davon bebt."

„Nein, nein," sagte Artevelde, „es soll besser gehen. Ich weiß das Mittel, um Flandern seine alte Freiheit und Nahrung wiederzugeben; aber vorher müssen wir erst wieder Genter und Vläminger sein dürfen, einträchtig und überzeugt von dem Rechte unserer Sache, mit

männlichem Muthe und vlämischer Geduld das geschändete Recht rächend, ohne selbst Gewaltthätigkeit oder Unrecht zu üben."

Die ganze Schaar Handwerker hatte sich rings um Jakob von Artevelde zusammengedrängt, um seine Worte zu vernehmen. Was er sagte, schwellte ihnen die Brust an und machte ihnen die Augen von Hoffnung und Begeisterung funkelnd; Niemand entgegnete jedoch Etwas auf seine Rede und man sah ihn fragend an, als ob man weitere Aufklärung erwarte. Er setzte nun seiner ersten Rede hinzu: „Ist wirklich noch reines Gentisches Blut in Euren Adern? Würdet Ihr es wagen, den Schwur zu thun, hier am Orte zu sterben oder frei zu werden, wie es unsere Väter waren?"

Ein verwirrtes Gemurmel von zornigen Reden und Betheuerungen, nebst einem ungestümen Emporstrecken der Hände oder Ballen der Fäuste, beantwortete seine Frage.

„Wohl denn, Genossen!" entgegnete Artevelde gelassen, „wenn Ihr es wollt, so wird Flandern Freiheit und Nahrung haben. Es wird an unserer Erlösung gearbeitet. Seid inzwischen getrost und habt vlämischen Muth."

Nach diesem Gruße schritt Artevelde zwischen den Handwerkern hin, die ihn ehrerbietig durchließen und ihm nachsahen, bis er hinter der Ecke der Wandelstege verschwand.

Er war ihnen jedoch kaum aus den Augen, als ein verwirrtes Gewühl unter ihnen Statt fand. Alle be=

wegten sich mit Ungestüm und schienen einen wichtigen Plan zu fassen, bis daß Lieven Comyne plötzlich die Worte: „Freiheit und Nahrung!“ mit mächtiger Stimme wie einen Aufruf über den Markt sandte und jauchzend nach der Lange Munte lief. Dies war wie ein Zeichen, das Jeder verstand. Andere begaben sich über die Serbodinsbrücke entweder nach dem Steendamm oder nach Overschelde. Viele begaben sich zu den sitzenden Frauen und Kindern und riefen ihnen von ferne mit freudigem Tone zu: „Freiheit und Nahrung! Freiheit und Nahrung!“

Plötzlich erblickte man, wie wenn die Posaune des Erzengels diese Todten aus ewigem Schlafe erweckt hätte, die zusammengekauerten Frauen und Kinder ihre Glieder ausstrecken, aufstehen und sich unter die wimmelnden Haufen der Handwerker mischen.

Bald nachher fand ein ungewöhnliches Wogen von Menschenköpfen auf dem Freitagsmarkte statt; man ging von einem Haufen zum andern, erzählte sich überall, was der weise Mann gesagt habe, und rief: „Freiheit und Nahrung!“ Andere liefen in die angrenzenden Straßen, um die Neuigkeit nach allen Vierteln der Stadt zu tragen, und binnen Kurzem strömte das Volk, gleich einer eindringenden Fluth, aus allen Gassen nach dem Freitagsmarkte. Sie hatten keinen Hunger mehr, diese Vläminger; sie fühlten sich durch die Worte: Freiheit und Nahrung! gesättigt. Ein Stern der Hoffnung war vor ihren Augen aufgegangen, Muth und Kraft erfüllten ihre Herzen, und aus denselben Augen, welche Stun-

den lang leblos auf den Boden gerichtet waren, zuckten nun mächtige löwenmuthige Blitze.

Trotzdem ließ sich indessen nicht bemerken, daß dieses zusammenströmende Volk die Absicht habe, sich Gewaltthätigkeiten zu überlassen. Im Gegentheil, die wildesten Gemüther selbst sprachen hier von Geduld und von Ehrfurcht vor eines Jeden Recht. Gewiß, sie mußten etwas Besonderes im Sinne führen; denn nachdem sie einige Zeit verwirrt und mit brausendem Lärme sich unter einander bewegt hatten, begannen sie, Jeder nach der Gilde, zu der er gehörte, sich in große abgesonderte Schaaren zu ordnen. Man sah Lieven Comyne mit begeistertem Anblick noch immer hin und wieder laufen und wie ausgelassen Jeden ermuthigen zu dem Unternehmen, das man erproben wollte.

Artevelde schritt unterdessen eilig durch die Magdalenenstraße bis nach dem Calanderberge, wo seine Wohnung lag. Diese bestand aus zwei hohen Häusern aus Backsteinen, mit schönen spitzbögigen Fenstern, deren hölzerne Träger überall mit schönem Schnitzwerk geschmückt waren. Zu der Eingangsthür führte eine kleine steinerne Treppe. Durch diese Eigenthümlichkeit sowohl wie durch den Reichthum der Zierrathen unterschied sich dies Haus von allen benachbarten Wohnungen. Es mußte auch in die Tiefe einen bedeutenden Raum einnehmen; denn hinten führte eine kleine Thür ziemlich weit in den Paddenhoek hinaus. Mitten auf dem Markte, den man den

Calanderberg nannte, und der damals wohl dreimal größer war, als er jetzt ist, stand eine hohe Linde, und Artevelde's Wohnung gegenüber erhob sich eine berühmte Herberge, der Fuchs genannt.

Sobald Artevelde an seine Thür geklopft hatte, öffnete ihm eine Dienstmagd. Er ging quer durch ein großes Vorzimmer, welches früher als Tuchlager gedient zu haben schien, und begab sich dann in ein hinteres Gemach, in welchem vier Personen bei seiner Ankunft von ihren Stühlen aufstanden und ihn freudig und ehrerbietig begrüßten. In Ueberlegungen vertieft sagte er jedoch nur leichthin einige Worte, und sich dann ausschließlich an einen kräftigen Jüngling wendend, der nicht fern vom Kamine saß, sagte er: „Mher Ghelnoot van Lens, beliebe es Euch, mit mir zu gehen; während ich Mantel und Kappe ablege, werde ich Euch etwas Wichtiges sagen.“

„Ah! ist es so!“ rief Ghelnoot eifrig; „hat der vlämische Leu endlich den Staub von seinen Mähnen geschüttelt? Wird er die Zähne weisen?“

„Kommt, kommt,“ sagte Artevelde ihm winkend, „Ihr werdet es erfahren.“

Ghelnoot konnte ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt sein. Er war ein Mann mit großen blauen Augen und dunkelblondem Haar, von langer und ungemein kräftiger Gestalt, aber mit offenem Gesicht, auf dem herzliche Fröhlichkeit beständig glänzte. Bei dem ersten Anblicke schon konnte man das Bild des ächten Vlämingers und vor Allem des Genters in ihm erkennen: mächtig von Gliedmaßen, stolz in der Haltung, doch

immer bereit, zu lachen, zu scherzen und zu jubeln, so lange keine außerordentliche Rührung sich seiner bemächtigte und Ernst oder Gram in ihm hervorrief, arglos und sanft, wie ein Kind, im gewöhnlichen Leben, aber wüthend und unverzagt, wie ein Löwe, sobald Unrecht, Hohn oder Unterdrückung sein trotziges Gemüth verwundete.

Die im Gemache zurückgebliebenen Personen waren zwei Frauen und ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren. Die eine Frau war die Gemahlin Jakob von Artevelde's. Ihre Gesichtszüge, ihr Benehmen und ihre Sprache, kurz Alles in ihr verkündete ihre edle Herkunft. Sie gehörte in der That zu dem ritterlichen Geschlechte von Trongene und war eine Tochter Seghers von Cortrazyn, Marschalls von Flandern, welcher früher die Gefangenschaft des Grafen Guido theilte und jetzt wieder auf Antrieb des Königs von Frankreich in einen Kerker des Kastells zu Rupelmonde geworfen worden war. Neben ihr saß ihre Tochter, ein junges, kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, mit feurigem Blick, schwarzen Augen, schlanker Gestalt und sehr zarten Gesichtszügen. In ihr schienen sich Einfachheit und Kraft des Gemüthes vereinigt zu haben; denn in ihrer Sprache und ihren Geberden offenbarte sich eine stolze, doch anmuthige Freiheit, welche bewies, daß sie eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und wenigstens geistig kein Kind mehr sei. Ihre ganze Kleidung bestand in einem Samar von hellblauer Seide, welcher vom Hals bis an die Füße ging. Eine Haube von weißem Linnen um=

schloß ihr Haupt, Wangen und Kinn, so daß nur das zierliche Oval ihres Gesichtes unbedeckt blieb. Sie trug Schuhe von schwarzem Leder, welche von stählernen Schnallen über den Fuß festgehalten wurden.

Ihre Mutter hatte dieselbe Kleidung, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Samar dunkelfarbiger und aus reichgeblümtem Damast geschnitten war.

Diese schöne Jungfrau, das einzige Kind Jakob's von Artevelde, hieß Veerle, nach der heiligen Pharaildis, deren Reliquien damals in der Kapelle unter den Mauern des Gravensteins verehrt wurden.

Der Jüngling, der nicht fern von ihr saß, war Lieven Denys, Sohn des verbannten Gherhaert Denys, Dechanten der Weberzunft, der zu gleicher Zeit als Oberdechant an der Spitze aller Genter Zünfte stand. Der junge Lieven, dessen einziger Sohn, konnte sich rühmen, der reichste Erbe von Gent zu sein; denn sein Vater hatte sich ungemeine Schätze mit dem Tuchhandel erworben. Es schien, als ob die Natur und das Schicksal den Jüngling mit allen ihren Gaben überschüttet hätten. Seine schönen, vielleicht etwas zu weichen Züge waren der Spiegel einer reinen liebevollen Seele; etwas Poetisches und Sehnsüchtiges lag in seinem langsamen Augenaufschlagen, aber seine breite Stirn und seine stark gewölbte Brust bezeugten auch zur selben Zeit männlichen Muth und geistige Kraft.

Veerle von Artevelde war seine Spielgenossin gewesen. Jetzt liebten sie einander unter den Augen ihrer Eltern mit inniger Neigung, in der Erwartung, daß

Lievens Vater binnen kurzer Zeit seine Einwilligung geben werde.

Als Jakob von Artevelde in das Gemach trat, war Lieven damit beschäftigt gewesen, Veerle das schöne Gedicht von dem Ritter mit dem Schwane zu erzählen, und die Mutter hatte sich zu ihnen neben der Esse bei dem Feuer hingesetzt, um zuzuhören. Die Jungfrau bat ihn jetzt, in seiner Erzählung fortzufahren; aber Lieven war zu sehr gestört worden durch Artevelde's eigenthümlichen Ausdruck und dessen geheimnißvolles Thun. Er vermuthete, daß sich Wichtiges zugetragen habe, und lehnte die an ihn gerichtete Bitte freundlich ab, um in tiefes Nachdenken zu versinken. Die Rückkehr seines Vaters, die Befreiung Flanderns, ja selbst seine Liebe konnten hier in die Wage gelegt werden; denn er vermuthete mit Recht, daß bei dem geringsten Funken, der unter das aufgeregte Volk geworfen würde, eine verheerende Flamme in allen vier Ecken von Flandern aufschlagen möchte. Vielleicht würde er jetzt Etwas von seiner Hoffnung und seiner Angst der verwunderten Veerle mitgetheilt haben; aber ihm wurde keine Zeit dazu gelassen, da Artevelde und Ghelnoot von Lens sogleich wieder in das Gemach zurückkamen.

Jakob näherte sich seiner Gattin und sagte zu ihr: „Cathelyne, habe die Güte, Jacquemyne zu befehlen, daß sie ein großes Feuer im oberen Gemache nach der Straße zu anzünde und die Thür nach dem Paddenhoek verschließe; ich erwarte viele Freunde, die binnen einer Stunde hier sein werden. Jacquemyne muß mich benachrichtigen, wenn Jemand kommt.“

Während Artevelde mit seiner Frau nach der Thür des Gemaches ging und dort noch eine Weile leise mit ihr sprach, stand Ghelnoot bei der Esse und rieb sich lächelnd die Hände, wie Jemand, der sich sehr über eine gute Nachricht freut. Lieven und Veerle sahen ihn fragend an, erhielten jedoch keine Antwort.

„Aber, Mher Ghelnoot," rief Lieven, „wenn man Euch sieht, sollte man meinen, Ihr wolltet uns verbergen, was vorgeht. Als ob ich nicht wüßte, daß man damit beschäftigt ist, den Klöppel der Rolandsglocke loszumachen."

Veerle erschrack sichtbar bei diesen Worten. „Roland! Roland!" rief sie; „davor bewahre uns Sanct Lieven! Ha, darum hat Sanct Bertulf auf seinem Söller heute Nacht geklopft."

„Sanct Bertulf hat Recht," sagte Ghelnoot, „obwohl es scheint, daß Roland nicht mit dabei sein wird. Man hofft es mindestens; aber Ihr kennt den Burschen; er ist sehr hochfahrend und schweigt nicht, wenn man will. Desto besser, denn er ist ein Meistersänger, dessen Lieder Euch das Blut durch die Adern jagen und die Brust schwellen, so daß Ihr wähnt, Ihr könntet seinen Thurm auf dem Arme tragen. Das thut dem Herzen gut, und man fühlt, daß man ein Vläminger ist."

„Ach!" seufzte Veerle ängstlich, „ist es wirklich wahr, daß man wieder kämpfen wird? Die Männer! Man möchte sagen, sie dürsten Einer nach des Andern Blut. Ich begreife es nicht, Mher Ghelnoot, daß Ihr, der Ihr stets so gut und so fröhlich seid, nun plötzlich so

bitter und böse reden könnt, daß Eure Worte mir tödtliche Furcht einjagen."

„Ihr seid mit Unrecht so ängstlich, Beerle!" sagte Ghelnoot lachend; „in Gent ist noch nicht ein so großer Mangel an Männern, daß Euer Freund Lieven Euch verlassen müßte, um jetzt schon mit der Sanct Jorisgilde seinen ersten Schuß thun zu müssen."

Die Jungfrau fühlte sich durch diese letzten Worte gekränkt; sie warf einen flüchtigen Blick auf Lieven, als ob sie sagen wollte: „Duldet Ihr den Hohn?" Aber der Jüngling stand plötzlich auf und sprach mit dumpfer Stimme, roth vor Aerger: „Mher Ghelnoot, wenn der Stadttrompeter Persemier vom Thurm herab Sturm bläst, so werde ich mit meinem Bogen bereit stehen und beweisen, daß ich auch mit dem Tode zu scherzen weiß. Aber ich freue mich nicht im Voraus auf Blutvergießen; denn die ich treffen kann, oder die mich tödten können, sind Menschen . . . ."

„Nun, nun, ereifert Euch nicht," fiel ihm Ghelnoot lachend in die Rede; „ich weiß, daß das vlämische Herz in Eurer Brust mannhaft schlägt; doch Jeder versteht es auf seine Weise. Ich sehe nun schon seit einem Jahre die bitterste Hungersnoth in Flandern wüthen; man hat unsere alten Freiheiten beinahe ganz vernichtet, hat Bürger von Gent gegen Recht und Gesetz eingekerkert, hat Euren Vater verbannt, weil er freimüthig sprach; wir werden zum Besten Frankreichs aufgeopfert und erniedrigt wie ein feiger Sklavenhaufe, und da meint Ihr, daß ich mich hinstellen werde und weinen, jetzt, wo der

Genter Löwe seine Tatzen aufhebt und sich anschickt, seine Ketten zu zerbrechen? Ha, ha, das wäre doch wunderlich!"

Artevelde nahte sich in diesem Augenblicke dem Feuer und setzte sich in den Sessel, den seine Frau so eben verlassen hatte. Er schien noch ganz in Gedanken vertieft und sagte freundlich: „Es ist draußen erschrecklich kalt, Kinder; möge Gott die Leidenden in Flandern behüten!"

Veerle schlug ihren Arm um seinen Hals und fragte schmeichelnd: „Sag' einmal, Vater! Mher Ghelnoot hat uns so ängstlich gemacht, das heißt, mich allein, den Lieven nicht — ach! so ängstlich! Er spricht von der Rolandsglocke und von Krieg und Blut. Das ist doch wohl nicht wahr, daß man in Gent stürmen wird?"

„Mher Ghelnoot hat nicht wohl daran gethan," antwortete Artevelde; „ängstige Dich nicht, Veerle; der alte Roland wird schweigen."

„So, Veerle," lachte Ghelnoot; „es ist nicht christlich von Euch, daß Ihr mir zur Last legt, was Lieven gesagt hat. Ich bin es nicht, der vom Roland sprach."

Artevelde wandte sich nun zu dem jungen Denys und sagte: „Lieven, Euer Vater kehrt aus seiner Verbannung zurück."

„Mein Vater!" rief der Jüngling mit frohem Erstaunen.

„Ja, aber dies Wort sei Euch genug; Ihr werdet bald die Erklärung desselben bekommen."

„Wann werde ich ihn sehen?"

„Das hängt von gewissen Umständen ab. Jedenfalls früher, als Ihr selbst zu hoffen wagt."

„Wie das möglich ist? Mein Vater ist wohl unrechtmäßig, aber doch gesetzlich durch den Grafen und die Wedde von Gent vor fünf Jahren aus Flandern verbannt worden.“

„Er wird dennoch zurückkehren, sage ich Euch.“

„Und kommt mein lieber Großvater Segher denn nicht auch wieder?“ fragte Veerle betrübt. „Gott, wie wird er von der Kälte leiden in den gräßlichen Kerkern des Rupelmondesteins!“

„Ich hoffe, daß der alte Marschall die Männer von Gent noch zum Siege führen wird,“ antwortete Artevelde; „doch für jetzt genug von Dingen, die nicht lange geheim bleiben werden. Laßt uns von anderen reden. Wie war es mit der Einkleidung der Nonne zu Peteghen? War Deine Muhme Amelberga wohlgemuth, als sie der Welt für immer Lebewohl sagen mußte?“

„Es war so schön und so prächtig,“ antwortete die Jungfrau; „aber Amelberga hat vor dem Altare so bitterlich geweint, daß man sie unterstützen mußte, als man ihr die Nonnenkleider anlegte. Die Aebtissin sagte nachher, es sei freudige Rührung gewesen, und das scheint auch wahr zu sein; denn ich habe Amelberga später gesehen, und sie war ganz vergnügt. Aber horcht einmal . . . . im Schornstein! was mag das sein?“

Alle horchten zugleich aufmerksam auf ein Geräusch, das man deutlich durch die Esse vernehmen konnte. Es war wie das Brausen eines fernen Meeres; etwas Unbegreifliches, aber Gewaltiges; denn Artevelde ward

bleich, warf einen besorgten Blick auf Ghelnoot und seufzte: „Gott! vielleicht zu spät!"

„Sanct Lieven stehe uns bei!" rief Veerle mit einem Schrei der Angst, als sie ihren Vater so erschrocken sah; „was ist's, was ist's?"

„Nichts, nichts!" sagte Artevelde bitter; „es ist ein Wagen, der ohne Kutscher fährt und vielleicht zertrümmert werden wird."

Kaum hatte er dies geäußert, so kam seine Gattin hereingeeilt und rief: „Rasch, Jakob, rasch! Im Gange bei der Hinterthür erwartet Dich Jemand, der Dich augenblicklich sprechen muß. Er sagt, Flanderns Glück hänge davon ab."

Artevelde stand auf und eilte dorthin. Er fand dort den Oberschöffen der Keure, Ser Maes Van Vaernewyck, der ganz erschrocken vor ihm stand.

„Mher Jakob!" sagte dieser eilig, „keinen Aufschub mehr, oder der Plan misglückt unfehlbar. Der Freitagsmarkt wimmelt von Volk, das die Luft erfüllt mit dem Rufe: «Freiheit und Nahrung!» Sie haben ihre Dechanten aufgesucht und schreien, daß sie mit dem weisen Manne berathschlagen wollen. Horcht! es ist als ob der Lärm sich näherte. Es ist die höchste Zeit; denn bleibt das Volk sich selbst überlassen, so fließt Blut in Gent."

„Wohl denn, so laßt uns dem Volke auf dem Freitagsmarkte erklären, was geschehen muß, dann wird es wieder ruhig werden."

„Nein, nein! Um Alles in der Welt nicht auf dem Freitagsmarkt! Außerhalb des Weichbildes von Gent

muß es geschehen. Denn seht, wenn der Versuch misglückte, so würde Gent wieder mit unerträglichen Strafen heimgesucht werden und ich, der Oberschöffe, sowie alle meine Amtsbrüder, den Kopf dadurch verlieren. Es ist nutzlos, die Stadt ohne Grund in solche Gefahr zu bringen.“

„Ihr habt Recht, indessen laßt mich machen; ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich allein. Aber habt Ihr mit Euren Amtsgenossen gesprochen und sie über ihre Meinung ausgeforscht, besonders diejenigen, die wegen ihres Ritterthums vor solcher kühnen That zurückschrecken möchten?“

„Ja, Alles ist wohl auf unserer Seite; die Mehrzahl ist für uns; nur Vier oder Fünf scheinen unzufrieden mit dem Plane. Thut, was Ihr wollt; wir werden Euch im Stillen behülflich sein. Ich eilte hierher; denn sie sind vielleicht schon in der Mageleinstraße. Rasch dann zur Zusammenkunft. Macht jedoch, daß das Volk ruhig und ohne Gewaltthaten wieder auseinander geht.“

Während Artevelde mit dem Oberschöffen von Gent sich unterredete, verließ eine große Menschenmasse den Freitagsmarkt unter dem donnernden Rufe: „Freiheit und Nahrung!“, der wie die Stimme des Sturmwindes der wogenden Menge vorauseilte. Die Walker zogen mit ihren Dechanten durch die Lange Munte, die kleinen Gilden längs dem Wandelstege, und die Weber durch die Koningstraße über den Zandberg. Sie hatten sich so vertheilen müssen, weil eine einzige Straße unmöglich so viele Menschen aufnehmen konnte. Je weiter

sie kamen, desto schrecklicher hallte der Ruf: „Freiheit und Nahrung!" über die Stadt hin; denn die Zünfte antworteten sich jetzt aus drei entfernten Straßen zugleich.

Auf ihrem Wege schloß hier und dort ein erschreckter Bürger eilig Thüren und Fenster. Die Meisten standen jedoch auf ihren Thürschwellen mit weit geöffneten Augen und blickten erstaunt die vorüberströmende Menge an. Sie konnten nicht begreifen, was alle die Zunftmänner so unbewaffnet im Sinne hatten, und erkundigten sich bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wohin sie gingen. Die Antwort: „Zur Berathung mit dem weisen Manne", befriedigte ihre Neugier nicht; sobald also der Zug an ihnen vorüber war, eilten die Nachbarn überall ängstlich zusammen und befragten sich über die Ursache des Auflaufes, wie sie es nannten.

Die Ersten, die auf dem Calanderberge anlangten, waren die Weber, deren Weg der kürzeste gewesen war. Kaum hatten sie sich jedoch vor der Herberge zum Fuchs theilweise aufgestellt, als die Walkmüller, denen die kleinen Gilden folgten, sich in der Mageleinstraße zeigten. Sobald der Calanderberg mit so vielen Menschen bedeckt war, als er irgend aufnehmen konnte, rief man mit verdoppeltem Geschrei den weisen Mann. Ein Trompeter, der bei dem Dechant der Weber stand, setzte jedoch sein kupfernes Horn an den Mund und sandte einige weitschallende Töne über den Markt. Bei diesem Zeichen hörte das Rufen plötzlich auf und die größte Stille herrschte augenblicklich. Mittlerweile sammelten sich die Dechanten und Geschwornen der Gilden und begaben

sich nach dem Hause Jakob's von Artevelde. Einer derselben schritt voraus, um die Treppe hinaufzusteigen und an die Thür zu pochen; aber er hatte nicht Zeit dazu; denn Artevelde öffnete in diesem Augenblicke selbst und kam zu ihnen herunter. Bei seinem Erscheinen erhob sich ein freudiges Murmeln in der Versammlung; kein Einziger sprach jedoch ein lautes Wort. Nur in der Tiefe der angrenzenden Straßen hörte man noch einzelne Stimmen: „Freiheit und Nahrung!" rufen.

Als Jakob zu den Dechanten gekommen war, grüßte er sie freundlich und fragte: „Was wünscht Ihr von mir, lieben Freunde?"

„Mher von Artevelde," antwortete der Dechant der Schiffer, der den Auftrag hatte ihn anzureden, „wir kommen zu Euch, um uns Rathes zu erholen. Man hat uns gesagt, daß Ihr durch Eure Weisheit und Eure großen Reichthümer im Stande wäret, Flandern Wohlfahrt und Freiheit zurückzugeben. Hier sind wir, bereit, Euch zu folgen und zu gehorchen; sagt uns, was wir thun sollen."

„Freunde!" sprach Artevelde, „ich bin ein geborner Genter. Das ist genug gesagt, um Euch zu beweisen, daß es mir nicht an Muth fehlt, unserer Stadt und dem Lande zu nützen. Ich bin bereit, mein Leben und mein Vermögen zum Opfer zu bringen, um diejenigen zu unterstützen, die sich an die Spitze der Genter stellen wollen, damit Flandern von der Hungersnoth erlöst und aus seiner Erniedrigung gerettet werde."

„Niemand ist geeigneter, als der weise Mann von Gent, ein so mühseliges Werk zu unternehmen," erwie-

derte der Dechant der Schiffer, während seine Genossen durch Worte und Geberden ihre volle Zustimmung zu erkennen gaben.

Artevelde blickte einen Augenblick auf den Boden; dann das Haupt wieder erhebend, fragte er: „Wollt Ihr mir treue Freunde und Genossen sein in allen Dingen und mich nicht verlassen am Tage der Gefahr?"

„Im Namen Aller, die hier versammelt sind," antwortete der Dechant der Schiffer, „geloben wir redlich, Euch in Allem zu unterstützen und Leben und Gut daran zu wagen. Wo Ihr es befehlt, werden wir unser Blut vergießen für das Vaterland, und Euer weiser Rath soll unser einziges Gesetz sein; darauf gebe ich Euch die Hand."

Alle Dechanten legten nach einander ihre Hand in Artevelde's Hand, als einen Eid unverbrüchlicher Brudertreue.

„Wohl denn!" hub Jakob an, „es ist gesagt. Nahrung und Freiheit sollen wieder in Flandern aufblühen. Beruft alle Eure Genossen und überhaupt Jeden, der Bürger von Gent ist, übermorgen nach der Ebene der Byloke um drei Uhr Nachmittags. Dort wollen wir öffentlich berathen, was geschehen muß, und ich werde Euch erklären, wie mir dünkt, daß Flandern unmittelbar sich erheben könne aus seinem Elend und seiner Erniedrigung, vielleicht ohne daß ein einziger Tropfen Blutes vergossen wird. Geht nun zu Euren Genossen und empfehlt ihnen Friede und Ruhe. Eine einzige Gewaltthat würde hinreichen, uns Alle zu verderben. Das Glück oder das Elend des Vaterlandes liegt also in Euren Händen."

Die Dechanten gaben ihm die Versicherung, daß bis zum nächstfolgenden Tage Alles still bleiben solle, und grüßten ihn mit freudigem Danke, bis er in seiner Thür verschwunden war. Dann ging Jeder zu den Genossen seiner Zunft und theilte ihnen die Versprechungen und den Rath Artevelde's mit, ausdrücklich befehlend, daß man sich still und ruhig halte bis zum Tage der allgemeinen Versammlung in der Byloke.

Die Zunftgenossen empfingen die Nachricht mit großer Freude und sprachen feurig mit einander darüber. Ein ungestümes Wogen entstand in der Menge, weil Jeder seine Freunde aufsuchte, um über die Angelegenheit zu reden; aber nicht ein einziger Schrei wurde aus ihrer Mitte gehört, und bald nachher sah man Alle, auf Anrathen der Dechanten, fröhlich, aber friedlich längs den verschiedenen Straßen nach ihren Stadtvierteln heimkehren.

Eine Viertelstunde später befand sich Niemand mehr auf dem Calanderberge, als einige Bürger, welche sich vor der Thür der Herberge zum Fuchs mit einander unterhielten und aufmerksam Artevelde's Wohnung betrachteten. Nacheinander sahen sie viele vornehme Personen der Stadt, Bürger, Schöffen und Edelleute, längs dem Paddenhoek nach der Wohnung des weisen Mannes gehen und fragten einander, was das zu bedeuten habe. Bald darauf hörte jedoch die Ursache ihrer Neugier auf, indem Niemand mehr kam, worauf sie nun auch ihres Weges gingen.

Der Calanderberg blieb nun still, als ob dort sich Nichts zugetragen habe.

II.

Der für die Versammlung in der Byloke bestimmte Tag war gekommen. Eine Stunde vor der festgesetzten Zeit sah man bereits aus allen Vierteln der Stadt die Bürger von Gent sich in Menge nach dem Ufer der Leije begeben, um von dort den Weg einzuschlagen, der nach dem Sammelort führte. Um sich eine Idee von dem großen Zusammenfluß des Volkes bilden zu können, hätte man an einem der Thore stehen müssen, durch welches die Einwohner von Buitenkuipe in großen Haufen nach der Stadt zogen. So konnte z. B. das Thor unter dem rothen Thurme eine halbe Stunde lang die Menge nicht fassen, welche Sanct Baefsstede verließ, um in der Byloke gegenwärtig zu sein. Dasselbe trug sich an dem Wallthore zu, durch welches ein Theil ver Einwohner von Sanct Pieters kam, während ein anderer Theil unter dem Keteltfore durchging.

Der Grund, weshalb alle Einwohner von Gent, und selbst der Herrschaft Buitenkuipe, gezwungen waren, durch die Stadt zu ziehen, lag darin, daß es damals nur eine Brücke gab, um über die Byloke-Leije und die Houtlei zu kommen. Alle mußten nothwendig durch das Kuipgat und über die Oordeelbrücke.

Um dieselbe Stunde verließ Ser Jan Van Steenbeke, Schöff der Keure, seinen Stein in der Opperscheldestraße. Er richtete seine Schritte nach der Predi-

kersbrücke, wo er einem Schöffen von diesem Stadttheile begegnete.

„Seid gegrüßt, Mher Zoetaerde," sagte er, neben seinem Amtsgenossen herschreitend; „wollt Ihr auch sehen, was man dort ausmachen wird?"

„Ja wohl, Ser Van Steenbeke," antwortete der Andere; „Gott weiß es; aber es ist möglich, daß es der Gemeine viel Gutes bringt. In jedem Falle muß man es hören und sehen, um darüber urtheilen zu können."

„Ha, Ihr glaubt, daß die Gemeine durch Aufruhr und Volkssturm zu retten sei!"

„Mit größerem Rechte könnte ich Euch fragen, warum Ihr von Aufruhr sprecht, da es doch nicht den mindesten Anschein davon hat. Betrachtet dies Volk; dort geht es lachend und fröhlich, ohne Waffen. Es giebt sogar Einige darunter, die Frau und Kinder mitnehmen. Ich habe meine eigenen bereits mit Verwunderung gefragt, ob wir nicht vielleicht alle zusammen hingehen, um Sanct Lieven's Umgang zu sehen."

„Das ist Alles nichts, Mher Zoetaerde, „das Volk trägt nicht selten ein Schaafsfell, aber der Löwe steckt darunter, und wenn der Löwe sein Schaafsfell abwirft, dann beißt er Freund und Feind, und zerreißt selbst seine eigenen Eingeweide."

„Euer Gleichniß, Ser Van Steenbeke, ist in der That artig," sagte Zoetaerde lachend; „das Volk wäre wirklich unglücklich, wenn es stets das Schaafsfell tragen müßte; man würde ihm nicht die Zeit lassen, viel Wolle zu bekommen."

„Sagt, was Ihr wollt, Mher Zoetaerde; es ist äußerst unvorsichtig, die Menge zusammenzurufen, damit sie über ihre eigenen Angelegenheiten berathe. Sie versteht nichts davon und kennt nur eine Sprache — Gewalt."

„Ich glaube doch, daß Ihr Euch diesmal täuscht; der weise Mann wird dafür sorgen."

„Ich verstehe, er will die Bundesgenossenschaft mit England vorschlagen, gegen den Willen seines gesetzlichen Fürsten. Glaubt Ihr, daß der König von Frankreich das dulden werde?"

„Nun, wenn er es nicht dulden will, so kann er es doch nicht hindern. Er braucht sich um unsere Angelegenheiten gar nicht zu bemühen; sie gehen ihn gar nichts an; Jeder in seinem Lande!"

„Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth, Mher Zoetaerde; hier läßt sich leicht von dem Könige von Frankreich und dem Grafen sorglos sprechen; aber wenn ein Heer von sechzigtausend Mann in Flandern eingerückt kommt, was werdet Ihr dann thun?"

„Nun, was hat man zu Kortryk gethan in der Schlacht der goldenen Sporen? Dort waren noch mehr. Glaubt nicht, daß ich Lust am Kriege habe, bei Leibe nicht! Wenn meine Arbeit verrichtet ist, so sitze ich gerne behaglich vor einem guten Feuer und schwatze; aber das giebt's nicht her. Ich bin schon sechzig Jahre alt, Ser Van Steenbeke, sechzig am Sanct Lieven's Abend geworden, und doch würde ich meinen Guten-

tag *) noch ergreifen, um mit unseren jungen Gesellen dem Feinde entgegen zu ziehen."

Ser Van Steenbeke lächelte spöttisch und sagte: „Es würde Euch wenig nützen; Frankreich ist gegenwärtig mächtig genug, um Flandern mit einem Streiche zu zerschmettern."

„Möglich," antwortete Zoetaerde ärgerlich; „das ist jedoch Etwas, das man erst abwarten muß. Aber beantwortet mir eine Frage, Ser Van Steenbeke. Wenn man Euch sagte: Ihr müßt sterben! und Ihr Euch selbst überzeugtet, daß es unmöglich sei, dem Tode zu entgehen, und man ließe Euch alsdann die Wahl, vor Hunger in gräßlichen Krämpfen zu verscheiden, oder auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte in der Faust den Tod zu finden; was würdet Ihr wählen?"

Bei dieser Frage wurde Ser Van Steenbeke sichtlich verlegen. Er wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. Deshalb nahm er die Gelegenheit wahr, um sich von seinem Gefährten zu entfernen, gerade als dieser von dem herbeiströmenden Volke durch das Kuipgat gedrängt wurde.

Als sie an der Oordeelbrücke vorüber waren, erwiederte Steenbeke, als ob er die an ihn gerichtete Frage vergessen habe: „Wer sagt Euch, daß Mher Jakob von Artevelde, den Ihr, Gott weiß warum, den weisen Mann genannt habt, nicht aus Herrschsucht handelt, und das

---

*) Eine bekannte Waffe der alten Vlaminger, eine Art Pike, unserem Morgenstern ähnlich.

Volk gegen seinen gesetzlichen Fürsten aufhetzt, um selbst eine Zeit lang die Herrschaft in die Hände zu bekommen, ich sage, eine Zeit lang; denn das Volk zerschmettert gewöhnlich seine Abgötter, sobald es dieselben so hoch gehoben hat, als es ihm möglich ist."

„In dem, was Ihr sagt, Ser Van Steenbeke, liegt eine betrübte Wahrheit; aber man muß von zwei Leiden das kleinste wählen. Laßt uns erst Flandern von der Hungersnoth erlösen, nachher wollen wir es überlegen und besprechen. Ihr könnt mir einwenden, daß nicht blos ein Mann, ein Abgott des Volkes, wie Ihr ihn nennt, das Leben dabei verlieren werde, sondern daß selbst dreißigtausend durch diesen Versuch aus der Welt geschafft werden. Nun denn, lieber dreißigtausend Menschen verloren, als daß das ganze vlämische Volk durch Hungersnoth in das Grab steige oder erschöpft und mit verdorbenem Blute als eine für immer entartete Nation hinschmachten solle."

„Ach, Ihr glaubt, er werde mit Euch von Mitteln sprechen, um die Hungersnoth zu vertreiben; nein, er will Euch aufbringen und aufhetzen gegen unsern Fürsten. Er wird viel von Freiheit schwatzen; denn Freiheit ist der Honigseim, womit er das arme Volk als eine leichtsinnige Fliege in seinen Netzen fängt."

„Wir werden es hören. Was mich betrifft, so habe ich Erfahrung genug in der Welt, um zu wissen, daß Freiheit eine sehr schöne Sache ist für Menschen, die gegessen haben; aber in diesem Augenblicke sind Nahrung und Arbeit nothwendiger. Wo das Volk im Schweiße

seines Angesichts ein behagliches Auskommen findet, da läßt die Freiheit nicht lange auf sich warten. Wenn der weise Mann uns mit Worten allein abspeisen wollte, so würde ich, Pieter Zoetaerde, Goldschmiedemeister und Schöffe dieses Theils der Stadt Gent, mich auch wohl unter die Linde stellen und beweisen, daß Freiheit allein den Bauch nicht füllt . . . . Aber seht, die Byloke ist gedrängt voll und kaum anzukommen; indessen man wird uns wohl einen Durchgang eröffnen."

Die Byloke, nach welcher Artevelde die Volksversammlung zusammenberufen hatte, war eine große viereckige, ringsum mit Mauern beschlossene Ebene. An ihrer östlichen Seite erhob sich die Abtei der Byloke mit ihrer schönen und prächtig gebauten Kapelle, und neben derselben das Hospital der Brüder und Schwestern vom gemeinen Leben, in welchem ein Theil der Stadtkranken verpflegt wurde.

Mitten auf der Ebene stand eine hohe Linde, und am Fuße derselben war ein Damm mit Erde aufgeworfen und mit Bretern eingezäunt.

Ein eigenthümliches Schauspiel entfaltete sich auf dieser ausgedehnten Ebene. Sie war ganz mit Menschen bedeckt, so daß man nur mit Mühe hier und da zwischen der wimmelnden Menge den Boden erblicken konnte. Dennoch gewahrte man unter der Menge keine Verwirrung. Jeder schien seines Gleichen aufgesucht zu haben; denn selbst an der Kleidung konnte man bemerken, daß eine gewisse Ordnung dem Volke als Regel gedient hatte, um auf der Byloke seinen Stand einzunehmen.

In der Nähe der Abtei befand sich ein zahlreicher Haufen Bürger, mit langen Kollern von Sammet oder feinem Genter Tuch, bei denen Schwarz oder Dunkelblau die herrschenden Farben waren. Um die Lenden trugen sie einen Riemen oder Gürtel mit einer Tasche von Corduan und einem Dolche oder Messer an derselben. Einige hatten auch Mäntel umgeschlagen, die auf einer Seite ganz offen waren. Hier stand der weise Mann, umgeben von der Mehrzahl der Schöffen von Gent und den Kaufleuten und vornehmen Bürgern. Sie unterhielten sich ruhig mit einander, die festgesetzte Stunde erwartend. Weiter hin im Winkel des Hospitals und längs der Südmauer hatten sich alle Gilden aufgestellt, welche zur Weberei gehörten. Vor dem Hause von Sanct Agneete befanden sich die Walkmüller, während der Rest der Ebene von den Genossen der zweiundfunfzig kleinen Gilden eingenommen worden war.

So sehr hatten sie sich jedoch nicht nach Rang und Stand abgeschieden, daß die Grenzen der verschiedenen Zünfte und der vornehmen Bürger sich deutlich abgesteckt zeigten; im Gegentheil, es war ein fortwährendes Wogen, welches die ganze Masse zu einem gleichartigen Haufen zu machen schien, trotz dem daß jede Gilde ihren Mittelpunkt an einem bestimmten Platze gewählt hatte.

Es hatte dies Niemand gerathen oder befohlen, aber die Zünfte waren so gewohnt, sich immer zusammenzuhalten, daß sie es selbst auch da thaten, wo Nichts darauf ankam.

Eine Anzahl Frauen und Kinder hatte sich auch er-

kühnt, aus Neugier dieser Versammlung beizuwohnen. Sie saßen oder standen in den Ecken, welche die vorspringenden Pfeiler der Mauer bildeten, deren Rücken ganz belastet war mit Knaben des verschiedensten Alters.

Man konnte an dem frohen und aufgeregten Volke nicht bemerken, daß eine bittere Kälte herrschte. Nur seine Winterkleidung und die entblätterte Linde deuteten die rauhe Jahreszeit an.

Die Kleidung aller Derjenigen, welche durch ein Handwerk ihr Brod verdienen mußten, war beinahe dieselbe. Ein kurzer Koller oder geschlossenes Oberkleid fiel ihnen bis an die Kniee herab. Der Gürtelriemen war von rauhem ausgezacktem Leder, ohne Tasche, jedoch bei Vielen mit Messer, bei noch Mehreren mit Handwerksgeräth, wie zum Beispiel Hämmern, Kellen, Handbeilen oder Schiffshaken, versehen. Wie alle anderen Bürger trugen sie eine Kappe von Tuch auf dem Kopfe und Strümpfe von Tuch, die von den Schuhen bis an die Lenden reichten. Die Männer von Ackerghem, Boerhem und anderen Kirchspielen der Buiten-Kuipe konnte man fast alle erkennen an schwarzen und weißen Vierecken, die bis an die Hälfte des Beines in ihre Strümpfe gewebt waren. Hellgrün, Hellroth und Hellbraun bildeten die vorherrschenden Farben in der Tracht der Männer.

Die Frauen der Zunftgenossen — andere befanden sich nicht auf der Byloke — trugen ein langes Gewand von dunkelrothem oder dunkelblauem Tuch, das bis auf die Füße herabhing, eine Schürze von grober Leinwand

und ein Regentuch von reinem weißem Linnen, das auf verschiedenartige Weise rings um den Kopf in Falten befestigt war.

Die dritte Stunde klang von dem Thurme der Abtei herab. Artevelde wollte sich eben der Linde nähern und die Erhöhung besteigen, um zu dem Volke zu reden, als sich plötzlich am Eingang der Byloke ein größeres Wogen in der Menge zeigte und ein verwirrtes Geräusch von Stimmen sich von dorther vernehmen ließ. Es war der Oberdechant der Gilden, Geeraert Denys, der mit seinem Sohne Lieven die Ebene betrat und von den Zunftgenossen mit Freude begrüßt wurde. — Daß dieser Bürger, der um seines steten freimüthigen Redens willen verbannt worden, jetzt zurückkehren durfte und vor den Augen der Schöffen von Gent selbst sich auf der Byloke zeigte, war ihnen bereits ein Zeichen der Volksmacht und Befreiung. Obwohl Geeraert Denys früher nicht sehr beliebt gewesen, ja sich sogar wegen seines schroffen Hochmuthes den Haß Vieler zugezogen hatte, so gab dieser Umstand ihm doch ein großes Gewicht in der Meinung der Menge, und sie jauchzte, als er hindurchging, wie über einen Sieg.

Die Empfindungen und Gefühle, welche in Geeraert Denys' Herzen vorwalten mochten, konnte ein sinniger Mann deutlich in seinen Gesichtszügen lesen. Seine Stirn war hoch und schmal, jedoch weit genug, um, wenn auch nicht Größe und Weisheit, doch Ueberlegung und Schlauheit zu umfassen; seine kleinen schwarzen Augen, fast immer halb geschlossen, um den feurigen, aber falschen

Blick zu verhüllen, verkündeten Verstellung und Egoismus, während seine schmalen Lippen, durch ein beständiges bitteres Lächeln zusammengezogen, Haß und Verwegenheit andeuteten. Uebrigens war er von mittlerer Gestalt, stolzer Haltung und gewandt in Rede und Benehmen.

Anstatt nach der Stelle zu gehen, wo sich Artevelde mit den vornehmsten Bürgern befand, drang Geeraert überall durch die Schaaren der Zunftgenossen, Jedem freundlich die Hand drückend und Jedem insbesondere etwas Angenehmes sagend. Diejenigen, die ihn und seinen früheren Hochmuth kannten, erstaunten über die große Leutseligkeit des Oberdechanten. Es gab selbst Einige, die sich spöttisch zuflüsterten, daß die Verbannung ihm gut gethan habe.

Als er sich den Webern näherte, erhob sich ein neuer Jubel. Man grüßte den Dechanten laut auf allen Seiten und empfing freudig seinen Händedruck. Nachdem Geeraert Denys alle diese Beweise der Volksgunst mit einem gewissen Stolze eingesammelt hatte, ging er zu Artevelde, wie Jemand, der da sagen will: Nun könnt Ihr anfangen.

Artevelde's Gruß war freundlich, aber kurz; er hatte den Oberdechanten bereits am Mittag gesprochen; jetzt begnügte er sich damit, ihm lächelnd einige Worte zu sagen, und ging dann unmittelbar auf die Linde zu.

Als das gesammte Volk ihn den kleinen Hügel ersteigen sah, und sein ehrfurchtgebietender Blick die Ebene zu messen schien, stieg ein langer Ruf: „Heil, heil dem

weisen Manne!“ gen Himmel, und es währte geraume Zeit, ehe die jauchzende Menge wieder still ward. Wer in diesem Augenblicke das Gesicht von Geeraert Denys gesehen hätte, würde ein bitteres Lächeln auf demselben bemerkt haben. Im Inneren dieses Mannes kämpften Haß und Mißgunst, und um diesen Kampf zu verbergen, lachte er, wenigstens glaubte er, er lache, während sein Antlitz doch nichts zeigte als Bitterkeit.

Sobald gänzliche Stille auf der Ebene herrschte, erhob Artevelde seine klare, mächtige Stimme und sprach zu dem Volke mit wenigen, aber ausdrucksvollen Geberden:

„Genossen und Freunde!“

„Viele von Euch glauben, daß wir uns hier allein deshalb versammelt haben, um auf Mittel zu sinnen gegen die Hungersnoth, welche unserm unglücklichen Vaterlande seine letzten Kräfte zu rauben droht. Gewiß ist dies das erste Ziel, das wir erreichen müssen; aber ich bitte Euch, Freunde, habt eine höhere Ansicht von dem Riesenwerk, welches wir unternehmen. Flandern muß nicht allein Nahrung haben, sondern zu gleicher Zeit Macht und Freiheit, um seine Arbeit und seine Rechte gegen die Willkür vertheidigen zu können.

„Um Euch die Kraft der Mittel begreiflich zu machen, welche ich Euch darstellen werde, als fähig Flandern seine vorige Größe und seinen Ruhm zurückzugeben, ist es nöthig, daß ich die Ursachen unserer Erniedrigung mit Euch untersuche. Schenkt mir Eure ganze Aufmerksamkeit, Genossen!“

Tiefe Stille herrschte in der zahllosen Menge; Alle richteten ihre Augen unbeweglich auf den Redner; die Fülle und Biegsamkeit seiner Stimme hatte bereits eine Art von Zauber auf die Zuhörer ausgeübt.

Artevelde fuhr folgendermaßen fort:

„Unsere Väter besaßen große und zahlreiche Freiheiten; sie hatten sie mit ihrem Blute und ihrem Gelde bezahlt oder sie von guten Fürsten als Belohnung für ihre Treue und Anhänglichkeit erhalten. Der Gewerbfleiß des Volkes ist ein Kind der Freiheit, ein Kind, das da stirbt, wenn seine Mutter es verläßt. Wenn daher aller Erwerb in Flandern darniederliegt und vernichtet wird, wenn Tausende seiner Kinder des gräßlichen Hungertodes sterben, so ist meiner Meinung nach nicht der Mangel an englischer Wolle Schuld daran, sondern daß in Flandern die Freiheit ihr Kind verlassen hat, daß das Volk die Macht nicht mehr besitzt, seine Arbeit zu beschützen und zu vertheidigen.

„Erinnert Euch, wie es früher war. Jede vlämische Gemeine hatte ihr geschriebenes Recht, in welchem ihre Pflichten gegen den Fürsten und die Pflicht des Fürsten gegen die Bürger klar und redlich ausgesprochen waren. Graf und Volk, beide riefen unter dem blauen Himmel Gott zum Zeugen, daß dieses Recht nie geschändet werden solle. Jetzt aber ist das Recht der Gemeinen eine Lüge geworden, während im Gegentheil das Recht des Fürsten in den Händen der französischen Könige sich verstärkt hat durch alle uns entrissenen Freiheiten.

„Wie kommt es, daß wir, die Nachkommen derjeni-

gen, welche im Westen zuerst die Verkündiger der Freiheit waren, uns so feigherzig in neue Fesseln haben schlagen lassen? Ist das vlämische Blut vielleicht ausgeartet in unsern Adern? Wären wir ein gesunkenes Volk, das der Freiheit unwürdig geworden ist? Nein, nein, Freunde! Die Söhne des alten Flanderns sind keine Bastarde, sie sind die Schlachtopfer einer höllischen Verschwörung, die ich vor Euren Augen enthüllen will; — aber heute, ich hoffe es, Brüder, heute werden sie sich erheben, ihre Ketten zerbrechen, den Löwen von Gent als das Zeichen der Erlösung begrüßen und mit dem einzigen Worte: Wir wollen! das Gebäude zertrümmern, unter welchem die Tyrannei unsere Freiheiten in das Grab gelegt zu haben glaubt ...."

Artevelde hatte diese letzten Worte mit sichtbarer Begeisterung gesprochen; auch ward er plötzlich durch schallenden Jubel und den Ruf: „Flandern den Löwen! Freiheit und Nahrung!" der aus allen Winkeln der Byloke donnernd gen Himmel stieg, unterbrochen.

Gleich darauf ward es wieder still, und Artevelde fuhr fort:

„Wer hat uns unserer Freiheiten beraubt, und durch welche Mittel hat man in uns die wachsame Aufmerksamkeit getödtet? Ach, es ist ein Jahrhunderte langer Betrug, ein feiler Verrath von dreihundert Jahren. Der französische Hof hat die vlämischen Gemeinen zuerst mit Schrecken entstehen sehen, weil er fürchtete, daß wir den anderen Völkern das Streben nach Freiheit mittheilen würden. Später hat er obendrein uns wegen unse-

res Reichthums und unserer Wohlfahrt beneidet. Er glaubte eine Zeit lang, uns durch Uebermacht erdrücken zu können, aber er erfuhr zu seinem Schaden, was ein Bürger vermag, der sein Vaterland, seine Habe und seine Freiheit vertheidigt. So lange unsere Fürsten uns erkannten und uns anhingen, wie wir ihnen, so lange sich die vlämischen Grafen unabhängig erhielten von fremdem Einfluß und fremder Thorheit, war Flandern unüberwindlich; nichts konnte uns zurückhalten auf der Bahn des Wohlstandes und der freien Entwickelung, die wir uns eröffnet hatten. Aber wo es der Tyrannei an Macht und Muth fehlt, da bedient sie sich des Verrathes und der Falschheit. So ging es auch hier. Frankreichs Könige haben mit teuflischer Berechnung, kein Mittel verschmähend, die Kinder unserer Grafen nach Paris kommen lassen und sie nach ihrem Willen erzogen in Unkenntniß von Flanderns Sprache und Sitten. Sie vergifteten das vlämische Blut in den Adern derselben und machten sie zu französischen Höflingen, bereit für Frankreichs Größe zu wirken, selbst auf Kosten des Glückes ihrer Unterthanen, welche Gott ihrem Schutze anvertraut hatte. Wie war es doch leicht, uns unsere Freiheiten zu entreißen, da man es im Namen von Fürsten that, die wir ehrten um ihrer Väter willen . . . . Aber dies ging noch nicht rasch genug. Die Wunden der Gemeinen verharschten zu bald wieder, weil zu viel Lebenskraft in ihren Körpern war. Fürst und Volk waren noch, wenn auch nicht durch gegenseitige Liebe, doch durch gemeinschaftliche Interessen mit einander verbunden. Die-

ses Band mußte zerrissen werden. Man säete Zwist und Aufruhr; man stand wechselsweise dem Volke gegen den Grafen und dem Grafen gegen das Volk bei. Es erzeugte sich Haß und mit dem Hasse Zwietracht und Schwäche.

„Damals war es, wo die Könige von Frankreich, unter dem Scheine der Freundschaft, unsere Grafen nach Paris lockten und sie dort verrätherisch zwangen, gewaltsam unsere Sklaverei zu besiegeln. Wißt Ihr, Brüder, wo das Grab unserer Freiheit sein würde, wenn sie sterben könnte? Zu Paris in den Kerkern des Louvre. Dort hat Graf Ferrand die Abtretung des wallonischen Flanderns unterzeichnet; dort Graf Gwyde den schändlichen Vertrag von Melun bestätigt; dort Graf Ruprecht von Bethune das feige Bündniß der Ungerechtigkeit unterzeichnet; dort unser gegenwärtiger Graf Ludwig die unmittelbare Oberherrschaft Frankreichs über Flandern anerkannt; dort hat derselbe von Neuem unsere Städte Ryssel (Lille), Douay und Orchies an Frankreich abgetreten; dort mit einem Worte hat er die Vernichtung unserer Freiheiten beschworen.

„Seit diesem letzten Ereignisse hat man nicht allein unsere Vorrechte mit Füßen getreten, man hat uns auch die Kraft geraubt, Etwas zu unternehmen, um das väterliche Erbe wieder zu gewinnen. In der Schlacht der goldenen Sporen entdeckte Frankreich, worin unsere Macht bestand: die vlämische Bürgerschaft hatte die französische Ritterschaft vernichtet. Demzufolge mußten die Gemeinen entwaffnet werden, nicht durch Gewalt, sondern durch List. So geschah es; wehrlos wurden wir zu den Füßen

der Könige von Frankreich hingeworfen; sie konnten mit uns nach ihrem Willen thun und ärnteten nun die Früchte hundertvierzigjähriger Verführung unserer Fürsten und abscheulichen Meineids.

„Wir mußten bald erkennen, daß selbst die wenigen Scheinfreiheiten, die man uns gelassen hatte, weiter nichts als Lügen für unsere Herren waren. König Eduard von England begann Philipp von Valois die Rechte auf die Erbschaft der französischen Krone streitig zu machen. Uns ging dieser Zwist nichts an, und doch zwang der König von Frankreich unsern Grafen, die englischen Kaufleute gegen Gesetz und Recht in Flandern festzuhalten und sie nach Frankreich in den Kerker zu führen. Ach! Flandern ward das unschuldige Opfer dieser Gewaltthat. König Eduard verbot zur Vergeltung die Ausfuhr englischer Wolle nach Flandern. Er ließ unsere Küsten durch bewaffnete Schiffe bewachen, verhinderte die Einfuhr unserer Tücher in sein Land, brachte den Wollstapel nach Holland und ermuthigte die angränzenden Nationen, uns, wenn es möglich wäre, unsern Gewerbfleiß zu rauben. Ein Jahr verging, seit dieser Schlag uns getroffen hat, und siehe da, in Flandern herrscht die gräßlichste Hungersnoth!

„Was that unser Graf, durch dessen Schuld das Unglück Flandern getroffen hat? Auf den Rath Frankreichs berief er eine Tagefahrt der Gemeinen zu Brügge, und es hatte den Anschein, als wolle man dort Mittel auffsuchen, um die vlämischen Gilden wieder zu beleben. Verrath! Man bemühte sich, unsere Abgesandten zu

überreden, Frankreich noch mehr zuzugestehen. Ein einziger Bürger, — ha, es war ein Bürger von Gent! — wagte dort die Stimme zu erheben, um zu beweisen, daß man die großen Beziehungen zwischen Flandern und England wieder herstellen müsse. Der dies sagte, war ein berühmter Ritter, welcher vierzig Jahre lang seinem Fürsten treu gedient hatte; er war sogar der Busenfreund des Grafen Ruprecht von Bethune gewesen. Dies Alles konnte ihn doch nicht vor Verrath und Unrecht behüten. Ein Befehl des französischen Fürsten warf den Marschall von Flandern, den alten greisen Segher de Cortrazyn, in einen Kerker von Rupelmondestein. Ihr wißt, was Gent gethan hat, um die Befreiung seines edlen Mitbürgers zu erlangen. Der Graf verwarf lange Zeit das Flehen unserer Abgesandten. Endlich, als unsere Bitten, als vielleicht das Gefühl seiner Ungerechtigkeit ihn rührten, sagte er, als wäre es eine gnädige Antwort gewesen: Geht nach Paris und fragt den König, ob er es erlaubt.

„Feigheit, Erniedrigung! Eine vlämische Gemeine muß in Paris das Recht ihres Mitbürgers vertheidigen, vor dem Fremdling knieen und das Recht erbitten als eine Gnade! So tief sind wir gesunken, Freunde, Mitbürger! Aus dieser Tiefe sollen wir uns heute ruhmwürdig erheben, wenn noch das Blut unserer Väter durch unsere Herzen strömt und wir uns erinnern dürfen, was wir sind, Vläminger und Genter!“

Ein donnerndes Rufen schlug bei diesen Worten gen Himmel. Man konnte in diesem verwirrten Schreien

und Jauchzen nicht deutlich verstehen, was die Menge rief. Nur hier und da hörte man die Loosung: „Flandern den Löwen! Freiheit und Nahrung!" sich über allen Lärm erheben.

Gheraert Denys sagte unterdessen mit falschem Lächeln zu denen, die rings um ihn standen:

„Das sind wohl schöne Worte, aber es sind nur Worte. Wenn man Flandern so retten will, so wird nicht viel herauskommen."

Wenige hatten diesen Spott des Oberdechanten gehört, indem sich Jeder jetzt mit voller Aufmerksamkeit wieder Artevelde zuwandte, welcher fortfuhr:

„Genossen! Ich habe ausführlich von den Ursachen unserer Erniedrigung zu Euch geredet. Ich hatte einen besonderen Grund dazu. Es giebt in Gent viele, sehr viele Bürger, welche glauben, daß wir kein Recht haben, gegen den Inhalt der Verträge zu handeln, welche unsere Grafen besiegelten . . . . ."

„Es sind Leliaerds, wir wollen sie ermorden!" rief eine rohe Stimme.

Diese Worte übten sichtbar einen peinlichen Eindruck auf Artevelde aus; denn er beugte das Haupt betrübt auf die Brust. Gleich nachher warf er aber wieder seinen ruhigen Blick über die Ebene und fuhr fort:

„Woraus dieses Gefühl auch entspringen möge, ich ehre es. Aber sind wir es, Bürger, die den Eid gebrochen haben, um des Fürsten Recht zu kränken? Wie kommt es denn, daß wir alle unsere Rechte verloren? Nein, nein! Jedes Mal, wo in den Kerkern des Louvre

ein Vertrag unterzeichnet wurde, brachen unsere Grafen, und nicht wir, den feierlich geschworenen Eid. Ach! ich klage unsere unglücklichen Fürsten nicht an. Erst ward ihnen das Blut verfälscht; dann wurden sie mit Gewalt gezwungen, und waren eben sowohl wie wir die Opfer der Gewalt und des Verrathes.

„Man spricht von Bündnissen, welche unsere Grafen in unserem Namen eingingen. Aber diese Bündnisse haben keinen Werth. Sie wurden im Kerker erpreßt; ihr Bestehen bezeugt Frankreichs schnöde Herrschsucht, nicht unsere Pflicht. Ihr, die Ihr unser Recht bezweifelt, gebt Ihr zu, daß ein freies und mannhaftes Volk sich zu ewiger Sklaverei verdammen lasse, aus Ehrfurcht vor Bündnissen, welche der Kerkermeister und der Büttel schließen? So gebt denn auch zu, daß ein Mörder, welcher einem Reisenden sein Geld abnimmt, indem er ihm das Messer an die Kehle setzt, dieses Geld mit vollem Rechte besitze! .... Und reichte dies Alles noch nicht hin, um die Furchtsamsten von unserem Rechte zu überzeugen; so giebt es ein Gesetz, dem weder Fürsten noch Völker entgehen können, eine Macht, so groß, daß die heidnischen Griechen sie zu einer Gottheit machten, die alle anderen Götter beherrschte: — es ist die Nothwendigkeit! die Nothwendigkeit, Flandern zu retten, ehe die Hungersnoth es in eine Wüste verwandelt.

„Nun, Genossen, habe ich Euch unser Recht dargestellt, jetzt will ich zu Euch von den Mitteln reden, um es geltend zu machen. Fürwahr, Ihr werdet Euch wundern über deren Einfachheit; aber ich hoffe, daß Ihr zu

derselben Zeit ihre wunderbare Macht begreifen werdet. Auf folgende Weise, meine ich, wird Flandern wieder zu Freiheit und Nahrung gelangen.

„Vor unserer Erniedrigung beruhte alle Macht der Gemeinen auf unserer unübertrefflichen Kriegseinrichtung; man wußte in Flandern, daß ein Herz, um die Freiheit zu lieben, nicht hinreicht, daß man auch eine Waffe haben muß, um sie zu vertheidigen. Wohl denn, Genossen! Morgen früh bringe jeder Bürger von Gent seinen Gutentag, seinen Kreuzbogen oder sein Schwert wieder an das Licht der Sonne; er mache wieder Bekanntschaft mit den alten Freunden unserer Väter und setze sie in guten Stand. Die Gemeine wird ihren armen Bürgern auf ihre Kosten Waffen schenken. Jedes Stadtviertel wird wie ehemals eingetheilt in Hunderte und Zehnten unter Centeniers und Constabler; über die ganze Macht der Gemeine von Gent stellt man vier Hauptleute und einen Oberhauptmann vom Volke erwählt. So haben wir mit einem Male die Macht wieder, auf welche sich unsere Väter stützten. Auf den ersten Ruf werden wir wie eine eherne Mauer zwischen den Tyrannen und unseren Rechten uns erheben; man soll im Louvre unsere Knechtschaft nicht mehr unterzeichnen; nein, nein! allein auf unseren Leichen mit dem Blute des letzten Vlämingers soll die Freiheit erliegen können .... Aber auch das wird sie nicht; denn sie ist wie der Vogel Phönix, welcher sich stets aus seinem Grabe mit neuen Kräften wieder erhebt!

„Als erste That der freien Gemeine von Gent er-

klären wir feierlich unter Gottes Himmel, daß wir alle die im Louvre von unseren Grafen erpreßten Verbindlichkeiten nicht anerkennen als Früchte der Falschheit und des Meineides. Wir senden aus Gent den Ruf der Freiheit und Erlösung über ganz Flandern, und ich sage es Euch, denn ich weiß es nur zu gewiß, aus allen Gegenden wird der Ruf: „Flandern den Löwen! Freiheit und Nahrung!“ Euch antworten als ein Zeichen des Erwachens. Brügge und Ypern sind bereit; sie erwarten nur unseren brüderlichen Ruf.

„Ach, Genossen! wenn Flandern auf diese Weise sechzigtausend Mann an seine Grenzen senden kann, dann wird man zwei Mal hinsehen, ehe man dem stolzen Löwen einen Maulkorb zu zeigen wagt.

„Sobald wir diese Macht besitzen, wird an uns die Reihe sein, Forderungen zu machen und ihnen Geltung zu verschaffen bei Allen, welche unsere Rechte verletzt haben. Nicht allein unsere Freiheiten müssen wir alle zurückerhalten, sondern auch das wallonische Flandern muß wieder mit dem gemeinsamen Vaterlande vereinigt werden. Ja, Genossen, mit Gottes Hülfe werden wir Ryssel, Douay und Orchies befreien aus den Händen der Fremden. — Dies war es, was ich Euch über Freiheit und Macht zu sagen hatte. Jetzt höret, was Arbeit und Nahrung betrifft . . . . .

„Die Könige von Frankreich und England rüsten sich, einen blutigen Krieg gegen einander zu führen; das Schwert Flanderns wird unendlich schwer wiegen in dieser Waage; selbst unbewaffnet und ausgehungert

flößt das vlämische Volk noch Schrecken ein. Ihr wißt, welche ungewöhnliche Mühe sich die beiden Fürsten gegeben haben, um unsere Hülfe zu behalten oder zu gewinnen. Nun denn, wir wollen Flandern für einen freien, neutralen Boden erklären, dessen Bewohner weder für noch gegen Frankreich, weder für noch wider England sich entscheiden.

„Niemanden von uns ist unbekannt, daß der Graf von Geldern im Namen des Königs Eduard zwanzigmal erklärt hat, das Verbot auf die Wolle solle augenblicklich aufgehoben werden, sobald die Vlämingar sich verbindlich machten, nicht im französischen Heere gegen England zu kämpfen. Hat man diesen Vorschlag dem schlafenden Flandern gemacht, wie wird man sich nicht beeilen, dasselbe Anerbieten dem erwachten Flandern mit Freude zu wiederholen! Dann wird es Arbeit und Nahrung im Ueberfluß geben; denn während die anderen Völker in einem langen Kriege sich erschöpfen, werden wir friedlich und eifrig arbeiten an der Entwickelung unseres Gewerbfleißes. Demgemäß wollen wir mächtig sein und uns des Wohlstandes erfreuen, so müssen wir muthig und standhaft unsere Neutralität behaupten. Wir fordern Niemanden heraus, wir greifen Niemanden an; aber jedes Volk, jeder fremde Fürst, der den Fuß auf unseren Boden setzt, sehe in uns einen Feind und fühle, was der vlämische Löwe vermag!

„Dies ist, Genossen, der Rath, den Ihr von mir verlangt habt. Weiß Jemand von Euch etwas Besseres zu Flanderns Heil, der sage es.“

Kaum hatte Artevelde die Linde verlassen, so stieg der Ruf: „Heil, Heil dem weisen Manne! Freiheit und Nahrung! Flandern den Löwen!“ mit unendlichem Jubel gen Himmel; das frohe Geschrei wurde mehrere Male wiederholt und währte noch lange, obwohl bereits ein anderer Redner unter der Linde stand und mit der Hand Stille winkte.

Unterdessen war Artevelde nach seinem ersten Platze zurückgekehrt und empfing die Danksagungen der Schöffen und anderer vornehmer Bürger. Ghelnoot von Lens fiel ihm um den Hals und lachte unter heißen Thränen; Lieven Denys hatte Artevelde's Hand ergriffen und stand mit gesenktem Haupte neben ihm, zitternd vor Eifer und Bewunderung.

Der Sprecher, der den Hügel unter der Linde nach Artevelde bestiegen hatte, war Gheraert Denys. Es währte ziemlich lange, ehe das Volk sich wieder so weit beruhigt hatte, daß er von demselben verstanden werden konnte. Endlich richtete jedoch Jeder seine Blicke auf den wartenden Oberdechanten, und mit einer Stimme, welche, obwohl klar, doch nichts von dem besaß, was die Herzen rührt; im Gegentheil, der Eifer gab ihr etwas Hartes, und nicht selten schlug sie über, begann er:

„Genossen! was man Euch da gesagt hat, kann im Grunde schön sein; aber nach meiner Meinung hat es einen Fehler; unter dem Scheine von großer Macht birgt es Schwäche und Furcht. Die Gemeine von Gent, das Land Flandern müssen auf andere Weise zeigen, daß sie die Unterdrückung des Volkes zu bestrafen wissen. Was

sollen wir zum Beispiel thun, wenn unser Graf zurückkehren will? Sollen wir dann wieder dem Tyrannen schmeicheln und uns durch Listen fesseln lassen? Sollen wir wieder kriechen unter der Hand, die uns gegeißelt hat? Laßt uns Flandern mit einem Schlage von seinen Unterdrückern erlösen; man erkläre den Grafen der Krone für unwürdig; wir wollen einen Fürsten nach unserem Sinne wählen. Ferner giebt es in Gent viele Bürger, die als Feinde des Volkes bekannt sind und es stets mit dem Grafen und mit Frankreich gehalten haben; dieses Unkraut muß ausgerottet werden; es sind Schlangen, die unsere Freiheit bald vergiften würden. Das Volk leidet Hunger; wohlan, man taxire und verkaufe die Güter der Leliaerds und theile den Ertrag unter das bedürftige Volk aus; dann kann es wenigstens warten, bis die versprochene Wolle nach Gent kommt."

Diese Worte erweckten unter einigen kleinen Gilden und unter den Walkmüllern ein Jauchzen, welches sich endlich auch auf die anderen Zünfte ausdehnte.

Ermuthigt durch solchen Beweis des Beifalls fuhr Gheraert mit erhobener Stimme fort:

„Und ich höre hier nicht sprechen von der Obrigkeit von Gent, die sich zur Mitschuldigen der Tyrannen gemacht hat, um einen Bürger zu verbannen, welcher freimüthig sprach. Ich sage das nicht um meinetwillen; denn ich bin stolz darauf, das Opfer meiner Liebe zum Volke geworden zu sein. Aber sollen wir uns führen und regieren lassen von Männern, die so feigherzig in der Person Eures Oberdechanten das Bürgerrecht von

Gent geschändet haben? Fort mit allen diesen Elenden! Das Volk muß sich Schöffen wählen, die Muth haben und Leben und Habe wagen für die Gemeine. — Ihr wollt die alte Kriegseinrichtung wieder einführen; das ist gut; aber soll nicht Alles auf eine machtlose Prahlerei hinauslaufen, so wählt einen Oberhauptmann, der würdig sei, Euch zu befehlen, einen Mann mit stählernem Gemüth und eisernem Arm, der vorwärts zu gehen wagt, ohne sich umzusehen. Wenn Ihr leichtsinnig genug wäret, solchen die Macht in die Hände zu geben, welche die Furcht unter dem Namen der Vorsicht verbergen, dann würdet Ihr wahrscheinlich bald unter Eurer eignen Schwachheit erliegen. Nein, nein! Das Haupt der ganzen Gemeine muß ein Mann sein, der nicht erschrickt, wo es nöthig ist, sein eignes Blut und das Blut Anderer für die Freiheit des Vaterlandes zu vergießen. Dies ist der Rath, den ich Euch gebe."

Das Volk jauchzte von Neuem lebhaft dem abtretenden Redner zu, wahrscheinlich nicht, weil es seine Reden ganz gut hieß; aber er sprach von Freiheit, und das war genug. Außerdem war die Menge so aufgeregt, daß sie wohl jedem anderen Redner ebenso zugejauchzt haben würde. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß unter den kleinen Gilden von Gent viele einzelne Männer waren, die durch langes Leiden erbittert ganz die Rachsucht des Oberdechanten theilten.

Der Abend begann schon sichtlich einzubrechen, und unter den Versammelten fing eine Bewegung sich zu gestalten an, als ob Viele die Byloke verlassen wollten,

in der Meinung, es sei nun Alles abgemacht. Plötzlich aber entstand wieder eine große Stille auf der Ebene. Artevelde stand von Neuem unter der Linde und sprach:

„Freunde! schenkt mir noch einen Augenblick Gehör; die Versammlung gehe noch nicht auseinander. Ich habe mit Freuden gehört, daß Meister Gheraert Denys in der Hauptsache mit mir übereinstimmt, hinsichtlich der Mittel, um Flandern Nahrung und Freiheit zu schenken. Aber obwohl ich seinen stolzen Muth und seine innige Volksliebe verehre, so kann ich doch nach meinem Gefühl und zum Besten des Vaterlandes nicht Alles gut heißen, was er gesagt hat.

„Ich nehme als einen ewigen und unwiderlegbaren Grundsatz an, daß derjenige, welcher die Rechte Anderer gewaltsam verletzt, selbst die Freiheit nicht verdiene, ja ihr größter Feind sei. Fern sei von mir der Gedanke, dies auf meinen muthigen Freund, Mher Geeraert Denys, anzuwenden; aber ich hörte, wenn auch, Gott sei Dank! nur aus einem einzigen Munde, Worte, welche mich mit Schrecken erfüllten. Ich glaubte ein blutiges Schwert zu sehen, das die Freiheit bedrohe. — Wie! der erste Gebrauch, den wir von unseren wiedergewonnenen Kräften machen, sollte Tyrannei und Mord sein, als Mittel, unseren Ansichten mit Gewalt Geltung zu verschaffen und die unserer Mitbürger zu verdrängen? Wenn unsere Feinde uns einen Rath geben könnten, so würden sie uns unfehlbar zu solcher Gewaltthat antreiben. Sie würden sagen: Vergießet Einer des Anderen Blut;

schwächt Euch heimlich durch Haß, durch Unverträglichkeit und Zwang — und wenn Ihr nach langen Zwistigkeiten, nach ermattendem Bürgerkriege erschöpft niedersinkt, dann werden wir Euch den Fuß auf die keuchende Brust setzen können und spottend herabschauen auf die sinnlose Menge, welche nicht weiß, daß Eintracht die Festung der Freiheit ist. — Genug von diesem Irrthum; ich weiß, daß die ganze Gemeine darüber denkt, wie es Bürgern ziemt, die von ihrer Macht und ihrem Rechte überzeugt sind.

„Man hat gefragt, was wir thun sollten, wenn unser gesetzlicher Fürst nach Gent käme? Wenn er als Graf von Flandern kommt und nicht als Frankreichs Feldherr; wenn er mit uns die freie Neutralität des Vaterlandes vertheidigen will, nun, dann empfangen wir ihn mit Ehrfurcht und Freude, dann werden wir ihn mit Liebe und Anhänglichkeit umgeben; wir würden ihm Vlämisch lehren und ihn zum Vläminger machen, ihm durch sechzigtausend zu seinem Dienste bewaffnete Unterthanen eine Krone anbieten, die wohl die Krone von Frankreich demjenigen aufwiegt, der sie mit Muth zu tragen weiß. Vergeßt nicht, meine Freunde, daß Graf Ludwig gegen den Willen seines Vaters mit Gewalt nach Frankreich gebracht und dort erzogen worden ist, damit er uns nicht kennen lerne, wie wir wirklich sind. Vergeßt auch nicht, daß das Heldenblut unserer Fürsten durch seine Adern strömt. Will er sich losreißen von Frankreich und Flanderns Graf sein, zu Flanderns Ruhm, zu Flanderns Größe, so komme er ....“

Eine Stimme erhob sich nicht weit von Artevelde und rief ihm zu:

„Aber wenn der Graf zurückkommt an der Spitze eines feindlichen Heeres?“

„Dann werden wir das feindliche Heer in unserem freien Boden begraben,“ antwortete Artevelde mit Nachdruck, „und selbst dann noch wollen wir unsern Grafen fragen, ob er ein Vlämminger sein will. Bildet Euch doch nicht ein, daß die Rechte des Fürsten nothwendig verletzt werden müssen, um das Recht der Gemeine handhaben zu können. Wenn sie mit Redlichkeit auf beiden Seiten geehrt werden, so stehen sie einander nicht feindlich entgegen. Beachtet es wohl, Genossen! Mit dem Könige von Frankreich allein haben wir zu thun; unser unglücklicher Graf steht zwischen dem Fremdling und uns, damit wir auf ihn unseren Haß laden und gegen ihn unsere Kräfte vergeuden. Laßt Euch nicht betrügen; Ihr müßt tiefer sehen, wer heimlich dahinter steht und zu wessen Vortheil alle diese Anschläge gegen uns berechnet sind. Einige meinen, man müsse die Obrigkeit von Gent erneuern. Warum diesen Schimpf gegen sechsundzwanzig der mächtigsten Bürger von Gent, die Ihr gestern noch segnetet wegen der großen Opfer, die sie Euch in dieser schrecklichen Hungersnoth brachten? Warum ungerecht handeln gegen die Nachkommen derjenigen, die zuerst in Flandern das Ritterthum mit dem Bürgerthum vereinigten und dadurch unser Vaterland zu einem bewundernswürdigen Vorbilde für freie und gerechte Nationen gemacht haben? Wolltet Ihr jetzt so undankbar

sein, zu vergessen, daß Diejenigen, die man als unwürdig verbannen will, stets an Eurer Spitze standen, wenn für Freiheit und Volksrecht gekämpft werden mußte? Nein, das könnt Ihr nicht!

„Die Schöffen haben einen Bürger von Gent verbannt; sie haben es gethan in Folge der bestehenden Gesetze. Diese Gesetze waren ungerecht, die Richter waren es nicht. Uns kommt es zu, diese willkürlichen Gesetze zu verändern und zu verbessern.

„Uebrigens weiß ich nicht, wie jeder unserer Schöffen denkt über das, was wir thun wollen; aber ich bin Bürge für die ächte Freiheitsliebe der Mehrzahl der Mitglieder unserer Obrigkeit.

„Alle nutzlose Ausübung der Macht ist schädlich; sie erbittert die Gemüther und bringt die beste Sache zum Fall. Mein Gefühl widersetzt sich daher gegen alle Gewalt ....“

„Und die Leliaerds, diese feigen Knechte Frankreichs!“ rief dieselbe Stimme, die den Redner bereits unterbrochen hatte. „Sollen wir jetzt die Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu richten wegen ihres Verrathes?“

Artevelde schien sich nicht sehr durch diese heftigen Fragen stören zu lassen; er richtete nicht einmal den Blick nach der Gegend, aus welcher sie zu ihm drangen, und beantwortete sie mit solcher Ruhe, daß es schien, sie wären in seinem eigenen Geiste entsprungen.

„Und was die Leliaerds betrifft, so sage ich: die Gemeine hat keine Macht über die Gedanken ihrer Bür-

ger; sie darf allein die Thaten bestrafen, wenn sie dem allgemeinen Besten schädlich sind. Wir haben Gesetze; sind diese nicht streng genug, so müssen wir sie strenger machen. Es ist Sache der Schöffen dieser Abtheilung, über Anschläge gegen das Land und die Freiheit zu Gericht zu sitzen, wie über jedes andere Verbrechen.

„Versteht mich wohl, meine Freunde! Wenn Ihr meinen Rath befolgt, so wird das alte Gent ein Beispiel geben, welches spätere Jahrhunderte noch bewundern müssen. Wir werden alle unsere Bande zerreißen, die Freiheit auf einen unerschütterlichen Altar setzen, die Hungersnoth vertreiben und hunderttausend Gutentags zum Schutze in unserem Lande aufpflanzen. Andere Völker, minder als wir an Freiheit und Recht gewöhnt, würden, um solches Werk zu verrichten, Ströme Blutes vergießen und wie losgelassene Tiger wüthen, bis daß die Freiheit, mishandelt und befleckt, ihnen selber Ekel einflößt. Wir dagegen, wir stürzen die Knechtschaft mit dem einfachen Worte: Wir wollen! Als niedergedrückte Sklaven legen wir uns zur Ruhe, als mächtige freie Bürger stehen wir auf; — und um das Riesenwerk zu vollführen, soll kein Stoß gethan, kein Scheltwort ausgesprochen werden. So müssen wir, in dem Vaterlande der Volksmacht und der Freiheit, die Erlösung verkündigen.

„Noch ein Wort! Mher Geeraert Denys hat Euch in seiner kräftigen Anrede gesagt, daß der Oberhauptmann, den Ihr wählen sollt, ein Mann sein muß mit stählernem Gemüth und eisernem Arm, ein Mann, der,

wo es die Noth fordert, sein Blut und das Blut Anderer zu vergießen wagt .... Ja, Genossen, wo es die Noth fordert, aber sonst nicht. So meint es Myher Denys gewißlich auch; sein Rath ist daher ein weiser und guter Rath, den ich Euch zu befolgen bitte. Wählt Euch solchen Mann zum Führer Eurer Schaaren, Ihr werdet wohl daran thun. Ich halte es auch noch für nöthig, Euch zu erinnern, was Euer Oberhauptmann als Obrigkeit sein muß. Er sitzt nach allem Rechte mit den Schöffen der Keure im Rath; aber täuscht Euch nicht über seine Macht; er ist in Allem, was er thut oder befehlen will, den Beschlüssen dieser Schöffenbank unterworfen; er ist Euer Feldherr, nicht das Haupt der Gemeine; gleich dem geringsten Bürger muß er den Aussprüchen der Obrigkeit von Gent gehorchen.

„Man hat auch gesagt, daß die armen Mitglieder der Gilden noch viel leiden werden, bevor die versprochene Wolle nach Flandern kommt. Freunde! ich bringe Euch eine gute Nachricht. Eine Anzahl reicher Bürger, von denen viele hier unter Euch gegenwärtig sind, werden morgen ansehnliche Summen in die Kasse der Gemeine als Darlehen einschießen. Der Betrag dieser kräftigen Hülfe ist größer als irgend Jemand hoffen durfte. Von morgen früh an sollen die Vorsteher der Zünfte zu jedem Zunftgenossen in das Haus gehen und ihm geben, was er braucht, um mit Weib und Kindern fröhlich Arbeit und Nahrung abwarten zu können. Morgen früh soll auch eine Gesandtschaft nach Antwerpen zu dem Grafen von Geldern gehen, und von da nach Dordrecht, um

dort auf Kosten der Gemeine von Gent alle Wolle aufzukaufen, die daselbst lagert. Diese Wolle soll an die Bürger als Darlehen ausgetheilt werden; sie können sie in besseren Zeiten zurückzahlen.

„Und nun, Freunde und Genossen! seid Ihr bereit, Eurer Obrigkeit und den Hauptleuten, die Ihr erwählen werdet, in jeder Gefahr mit Gut und Blut Beistand zu leisten? Willigt Ihr ein in das, was man unternehmen will zu Eurer Befreiung? Wohl denn, so erhebt gleich mir die Hand zu Gott, als Zeichen des Eides der Brudertreue und der Eintracht zwischen uns.“

Es wäre unmöglich zu schildern, was sich unter dem Volke begab, als Artevelde dort mit gen Himmel gehobener Hand die Befreiung Flanderns zu beschwören schien. Unter dem Einflusse seiner Stimme hatte die Versammlung mit beengter Brust zugehört und stille Thränen der Rührung vergossen; als aber jetzt der Redner selbst sie aus ihrer tiefen Bewunderung weckte, hoben sich Tausende von Händen gen Himmel, und ein rasendes Jauchzen stieg über der Menge empor, welche, wie die Wogen eines aufgestürmten Meeres, durcheinander wühlte und wimmelte. Es war ein wildes Stampfen mit den Füßen, ein unaufhörliches Geschrei von: „Heil dem weisen Manne! Freiheit und Nahrung! Flandern den Löwen! Bewahret vlämischen Muth!“ daß man weder hören noch sehen konnte.

Um sich den Beweisen der Neigung seiner Mitbürger

zu entziehen, hatte sich Artevelde in die Abtei der Byloke begeben.

Da es jetzt beinahe dunkel geworden war, verließen gleich darauf ganze Haufen Volkes die Ebene, um über die Oordeelbrücke nach der Stadt zu ziehen. Man konnte an dem aufsteigenden „Freiheit und Nahrung!“ hören, wie weit die Menge auf ihrem Wege vorgeschritten war, und es währte nicht lange, so schwebte derselbe Ruf wie Sturmwolken über der ganzen Stadt.

Unmittelbar nachdem Artevelde unter dem allgemeinen Zujauchzen sich von der Linde entfernt, hatte sich Geeraert Denys durch das Volk gedrängt und die Byloke verlassen, ohne selbst seinen Sohn Lieven davon zu benachrichtigen. Der Oberdechant war also der zurückkehrenden Menge voraus und konnte ohne Hinderniß sich nach der Fremineurenbrücke begeben, wo er über die Leije ging. Er schritt dann über den Kouter, eine Art von Weidenplatz, welchen viele Fußwege durchkreuzten; dann wandte er sich um die Ecke der Dagstege und erblickte darauf in halber Finsterniß das Walthor, welches sich mit seinen schwarzen Mauern und hohen Gebäuden von dem halb dunklen Himmel abhob.

Das Walthor war eins der befestigten Stadtthore von Gent; an den beiden Ecken längs der Außenseite erhoben sich zwei hohe Thürme, mit einander verbunden durch die Mauern eines großen und plumpen Gebäudes, unter welchem die Oeffnung des Thores angebracht war. Hier bewahrte man die Maschinen und Kriegswerkzeuge der Stadt, wie z. B. den großen Bogen von Gent, die

Sturmböcke, die Wurfmaschinen u. s. w. Die Stadtribauden mit ihrem Könige oder Hauptmann wohnten dort, um die Maschinen zu bewachen. Diese Ribauden, nur vierundzwanzig an der Zahl, waren die einzigen bezahlten Soldaten, welche die Stadt Gent bei Friedenszeiten in ihrem Dienste hielt. Zog das Heer aus, so mußten die Ribauden die Wagen mit Proviant und Kriegswerkzeugen begleiten. Nach Gent zurückgekehrt änderten sich aber ihre Pflichten. Dann mußten sie daselbst die schlechten Herbergen, Badstuben und Häuser der Unzucht bewachen und ihre Aufmerksamkeit auf Bettler, Landstreicher, Diebe und Mörder richten, kurz auf Alle, die das Bürgerrecht nicht genossen und daher unter Ribaudenrecht standen. Durch ihr Amt veranlaßt waren die Ribauden von Morgens bis Abends und oft auch während der Nacht in allen Tabernen und Bierhäusern zu finden; man kannte sie als die größten Trinker von Gent, zugleich aber auch als die fröhlichsten Gesellen, immer bereit zu lachen, zu singen und zu schlemmen. Ihr Hauptmann führte den Titel König, der wahrscheinlich in früheren Zeiten diesem Amte aus Spott gegeben worden war, doch jetzt selbst in Schöffenbriefen und anderen Urkunden anerkannt und gebraucht wurde.

Geeraert Denys trat nun in das Gewölbe des Walthores und klopfte dort linker Hand an eine dicke kleine Thür. Ein Ribaud öffnete ihm und er fragte:

„Ist Mher Muggelyn, Euer König, hier?“

Auf die bejahende Antwort des Ribauds sagte der Oberdechant:

„Führt mich zu Eurem Könige, ich muß ihn sprechen.“

Zu gleicher Zeit ließ er ein Geldstück in die Hand des Ribauden gleiten, der ihn rasch auf einer dunklen steinernen Treppe hinauf brachte. Hier eine Thür öffnend, sagte derselbe:

„Tretet hinein, Meister, Ihr werdet den König dort finden.“

Der Ribaudenkönig saß hinten in der Kammer bei einer großen eisernen Lampe, auf einem schlechten Stuhle, und war damit beschäftigt, ein Paar alte Beinkleider zu flicken. Eine schwere Kanne stand vor ihm auf einem Tische, und dabei ein leerer gläserner Becher. Dieser wunderliche König trug auf seinem Angesicht die unverkennbaren Beweise eines wüsten und schwelgerischen Lebens. Nase und Wangen waren glänzend roth und hin und wieder mit Purpurflecken besprenkelt; ein thierisches Lachen, ohne Gefühl und Feinheit, gab seinem Gesichte etwas Abstoßendes, während seine niedrige und überhängende Stirn, die seine Augen fast ganz verbarg, eine unedle, habsüchtige Schlauheit zu verrathen schien. Uebrigens war er lang von Gestalt und stark von Gliedern.

Sobald er den Oberdechanten erkannte, rief er, ohne seine Arbeit fahren zu lassen:

„Sieh da, Mher Geeraert Denys! Was hat sich zugetragen, daß Ihr den Ribaudenkönig in seinem Hofe zum Walthor besucht? Nehmt einen Stuhl und setzt Euch.“

„Nun, Muggelyn!“ sprach der Oberdechant, „es hat sich zugetragen, was Ihr mir heute Mittag bei dem Keteltbore gesagt habt.“

„O, ich wußte es wohl, nicht wahr? daß man Hauptleute wählen will?“

„In der That. — Es würde noch so schlimm nicht sein, wenn nicht einige unverständige Bürger in Gent Jakob von Artevelde zum Oberhauptmann ernennen wollten. Was meint Ihr von solcher unbegreiflichen Dummheit?“

„Ha, ha! Mher Denys! Es ist mir ganz gleichgültig, wer Oberhauptmann wird, und ich glaube, der weise Mann wird dies Amt vielleicht besser verwalten, als irgend ein Anderer.“

„Aber, Muggelyn! er ist feigherzig und furchtsam, und wird sich davonmachen bei der ersten Gefahr.“

„So! glaubt Ihr das wirklich?“

„Gewiß! er hat da in der Byloke eine Rede gehalten, aus der man deutlich sieht, daß er nicht tapfer genug ist, um an der Spitze einer Gemeine, wie die von Gent, zu stehen.“

„Das muß man erst abwarten, Mher Denys! und auf jeden Fall, was kümmert das mich?“

„Wie, Muggelyn! was das Euch kümmert? Wenn Ihr überzeugt wäret, daß man das Gedeihen und die Freiheit der Gemeine verspielt; wenn Ihr überzeugt wäret, daß ein herrschsüchtiger Betrüger das Volk irre führt, um sich über seine Mitbürger zu erheben: würdet

Ihr dann nicht erzürnt aufstehen und streben, das Vaterland zu retten?"

„Ja, Mher Denys!" scherzte der Ribaudenkönig; „ich würde doch nicht eher aufstehen, als bis meine Hosen geflickt wären."

„Nein, nein!" entgegnete Denys, „Ihr redet nicht, wie Ihr es meint, Muggelyn. Das Vaterland verlangt, daß alle guten Bürger wachen und wirken, um einen verderblichen Anschlag zu verhindern, und Ihr dürft auch Eure Hülfe nicht verweigern bei der Ausführung dieser heiligen Pflicht."

Der Ribaudenkönig betrachtete den Oberdechanten mit halb spöttischem Lächeln, und antwortete:

„Ach, Mher Denys! was redet Ihr mit dem armen König Muggelyn von Freiheit und Ehre der Stadt Gent, während er damit beschäftigt ist, seine Hosen zu flicken, und schon anderthalb Stunden vor einer leeren Kanne trauernd sitzt! Der Wirth zum Hirsch unter dem Glockenthurm hat wohl noch ein halbes Jahr bei mir gut. Ich versuchte bereits, ihn mit Freiheit und Ruhm und Vaterland zu bezahlen; aber der habgierige Schelm will von dieser Münze nichts wissen."

Der Scherz und die unverschämte Habsucht, mit welcher der Ribaudenkönig ihm antwortete, erregten großen Aerger bei Denys. Er hatte mehr Verstand und Schlauheit bei Muggelyn erwartet, und war nun verdrießlich, daß er kein Mittel sah, um dieses Gespräch nach seinem Wunsche zu leiten.

„Also, Muggelyn!" sprach er, „ist es nutzlos, im

Namen des Vaterlandes und der Freiheit Euch um Beistand zu bitten? Es scheint, daß diese edlen Worte keine Kraft äußern auf Euer Gemüth."

„Von allen den Worten, die man spricht, giebt es nur vier, die ich gut verstehe," antwortete der Ribaudenkönig, „nämlich: Geld, Würfel, Weiber und Wein. Für das erste will ich die drei andern noch vergessen, denn man kann sie doch nicht stets zusammen haben..... Aber, Mher Denys, warum so viele Umwege brauchen bei dem, was Ihr mir sagen wollt? Kommt, sagt es gerade heraus! Ihr seid doch nicht zu mir nach dem Walthore gekommen, um Euch mit mir über solche unbedeutende Dinge zu unterhalten?"

„Nun denn!" entgegnete der Oberdechant verdrießlich; „Ihr seid kein Genter, Muggelyn! daher rührt Euch der Ruhm und das Gedeihen unserer Stadt nicht eben sehr. Mit mir ist das anders; mir pocht das Herz vor Zorn, wenn ich sehe, daß man das Glück seiner Vaterstadt seiner Herrschsucht opfern will, und ich bin bereit, weder Geld noch Mühe zu sparen, um die gute Sache zu retten."

„Ich beginne zu verstehen," sagte Muggelyn grinsend.

„Und da Ihr wenig von schönen Redensarten haltet, so werdet Ihr wahrscheinlich Eure Hülfe nicht verweigern, wenn dreißig Pfund dabei zu verdienen sind."

Als Muggelyn diese Worte vernahm, ließ er vor Ueberraschung die Hosen von seinen Knieen gleiten, und seine Augen begannen ungemein zu funkeln.

„Ich habe es nicht recht verstanden," sagte er.

„Dreißig Pfund!“ wiederholte Denys, „aber unter der Bedingung, daß die Gemeine gerettet werde.“

„Dreißig Pfund!“ murmelte der Ribaudenkönig.

„Verdoppeltes Jahrgeld und vierundzwanzig Unterthanen mehr!“ setzte der Oberdechant seinem ersten Versprechen hinzu, während er wirklich eine Hand voll Geld auf den Tisch legte.

„Das heißt reden!“ rief der Ribaudenkönig, fröhlich aufstehend und Denys die Hand drückend. „Es ist wunderbar, wie sich mein Verstand auf einmal öffnet; jetzt begreife ich ganz gut, was Ihr wollt. — Laßt sehen, man wird Hauptleute wählen, wie ich Euch schon heute Morgen gesagt habe. Der Hauptmann, der im St. Janskirchspiele gewählt wird, ist Oberhauptmann. So ist es stets gewesen und so wird es noch sein. — Ihr, Mher Denys, Ihr wohnt im St. Janskirchspiel; Ihr seid dort der reichste Bürger, Oberdechant der Zünfte von Gent, mächtig durch Einfluß, Verwandte und Freunde; Eure Vaterlandsliebe ist bekannt, Eure Verbannung bezeugt dieselbe. Demgemäß werdet Ihr nach Recht und Vernunft Oberhauptmann werden müssen. Unglücklicherweise wohnt im St. Janskirchspiel auch ein Mann, den Ihr nicht leiden könnt, ein Schelm, ein Scheinheiliger, ein herrschsüchtiger Betrüger, ein Volksverführer, ein Verräther, ein Geizhals, der Artevelde heißt und nahe daran ist, zum Oberhauptmann gewählt zu werden. Das ist es, nicht wahr, Mher Denys? O, ich begreife die Sache ganz gut!“

Der Ribaudenkönig lachte vergnüglich, wie Jemand,

der von der Schlauheit seiner Rede überzeugt ist und zeigen will, daß er sich selbst nicht im Mindesten täuscht. Dieses Lachen machte die Schamröthe in des Oberdechanten Gesicht aufsteigen; doch bezwang er sich und antwortete mit erkünsteltem Lächeln:

„Ja, so ist es beinahe!“

„Wann wählt man die Hauptleute?“ fragte der Ribaudenkönig.

„Auf St. Pharaildisabend, zufolge den Schöffen, welche in der Byloke waren.“

„Also binnen sechs Tagen; die Zeit ist kurz, Mher Denys!“

„Der Lohn aber um desto schöner, Muggelyn!“

„In der That, Ihr seid ein edelmüthiger Mann, und für solche Belohnung würde ich durch das Feuer gehen, um Euch einen Dienst zu leisten; denn seht Ihr, Mher Denys, die Gemeine giebt mir einen Jahrgehalt, der wohl ausreichte, um mich hier in meiner Wohnung im Walthor mit Bohnen und Rüben fett zu machen; aber sie hat vergessen, daß trinken sehen von früh Morgens bis spät Abends ein gefährliches Beispiel ist. Darum muß ich selbst meine Hosen flicken und vor Durst fast sterben bei der Arbeit.“

„Helft mir die Stadt vor den Anschlägen eines Herrschsüchtigen behüten, und wenn es uns glückt, so soll es Euch nie fehlen, um stets fröhlich sein zu können. Ihr habt viel Einfluß auf das Volk; Ihr kennt die Gesinnung der meisten Zunftgesellen, sogar die Geheimnisse der Hausgesinde . . . . Nun denn! Ihr müßt dies Alles

benutzen, um die Wahl des ehrgeizigen Betrügers scheitern zu machen.“

„Und Euch wählen zu lassen?“

„Wenn Artevelde mir durch seine List nicht mein Recht stiehlt, so kann es Niemand anders werden als ich.“

„Und Ser Van Steenbeke?“

„Laßt den in Ruhe, Muggelyn! er ist ein bekannter Leliaerd.“

„Er hat aber viele und mächtige Freunde!“

„Das giebt es nicht her; von der Seite haben wir nichts zu befürchten.“

„Gut! aber laßt sehen, was wir thun können!“

„Ich wundere mich, Muggelyn, daß Ihr so fragt; Ihr müßt sogleich von Schenke zu Schenke gehen und Euch überall bemühen, die irregeführten Bürger über ihre wahren Interessen aufzuklären; Ihr müßt Eure Bekannten aufsuchen und Euch aller Derjenigen bedienen, auf die Ihr Einfluß habt, Jedem sagen, was mit seinen Gedanken übereinstimmt, und machen, daß sich alle Bürger überzeugen, die Wahl des herrschsüchtigen Jakob bringe sowohl der ganzen Gemeine, wie jedem Einzelnen Schaden. Schmeichelt dem Einen, droht dem Andern mit seinen Interessen ....“

Hier hielt Geeraert Denys plötzlich inne und betrachtete mistrauisch und verdrießlich den Ribaudenkönig, über dessen Antlitz sich ein sonderbares Lächeln zog.

„Nun, Muggelyn!“ rief Denys, „meint Ihr Euer Geld zu verdienen, indem Ihr Spott mit dem Oberdechanten der Gilden treibt? Oder habe ich mich betro-

gen, und seid Ihr ein erbärmlicher Schwätzer, der sich mächtig glaubt und nicht einmal Verstand genug hat zu begreifen, was man thun muß, um dem Volke die Augen zu öffen?"

„Welche Bremse sticht Euch denn so plötzlich, Mher Denys?" sagte der Ribaudenkönig, ohne zu erschrecken. „Euch verspotten? Bei Sanct Lieven! ich bewundere Euch im Gegentheil. Ihr seid ein erfahrener Meister in dem Fach, das Volk über sein Bestes aufzuklären. Begreife ich Euch nicht? Ich muß überall sagen und beweisen, daß Jakob von Artevelde ein herrschsüchtiger Betrüger sei, daß er das Volk aus Eigennutz aufwiegelt und daß man dumm und thöricht handeln würde, wenn man sich durch einen solchen Großprahler verleiten ließe."

„Daß er keinen Muth hat, Muggelyn, und bei der ersten Gefahr die Gemeine im Stiche läßt."

„Daß er es insgeheim mit den Leliaerds hält und sich mit ihnen verbündet hat, um die kleinen Zunftleute noch mehr zu drücken, als dies schon geschehen ist."

„Ach, Muggelyn! man muß mit Vorsicht zu Werke gehen. Euch, der Ihr Verstand genug habt, brauche ich wahrlich nicht zu lehren, wie man, um sein Vaterland und die Freiheit zu retten, nicht kindisch sein darf, um zu ängstlich auf die Mittel zu sehen, die man anzuwenden hat, um ein gutes Werk zu thun."

„Verstanden, Meister! Den Leliaerds werde ich sagen, daß er insgeheim den Plan hat, den Grafen um sein Erbe zu bringen und die Güter der Ritter zu confisciren."

„Ja, Muggelyn! Und den englisch Gesinnten, daß er dem Könige angeboten hat, ihm Flandern auszuliefern, wenn man ihn zum Marschall von Flandern machen wollte.“

„Recht! Den französisch Gesinnten, daß er Flandern an England verkaufen will. Es ist überflüssig, Mher Denys, daß Ihr noch länger davon mit mir redet. Das Mittel, dessen wir uns bedienen wollen, ist so alt, wie die Welt, und man müßte erst gestern geboren worden sein, um es nicht zu kennen. Wer das Opfer desselben wird, nennt es eine Ehrenschändung; aber bei Licht betrachtet ist es doch nur eine Waffe, die man gebraucht, wenn der Feind zu groß und zu mächtig ist.... Es versteht sich von selbst, nicht wahr? daß ich von Euch alles mögliche Gute sagen und beweisen muß, daß Ihr allein in Gent den nöthigen Muth und Reichthum und die Liebe des Volkes besitzt, um mit Ehre und Nutzen Oberhauptmann zu sein. Dies wird mir nicht schwer fallen; denn ohne Euch zu schmeicheln, Mher Denys, es fehlt Euch nichts, um ein würdiger und vor allen Dingen ein schlauer Feldherr zu sein; aber es ist noch Eins, was mir im Kopfe herumgeht. Meint Ihr, daß man mir und meinen Helfershelfern Glauben schenken werde, wenn wir solche Dinge von dem weisen Manne erzählen?“

„Laßt Euch das nicht abhalten, Muggelyn. Man glaubt den Worten nicht, aber sie geben zu denken; sie machen die Leute irre, flößen Mistrauen ein und vernichten jedenfalls die Neigung, die man ihm schenkte. — Sechs Tage sind wenig, in der That! Aber für einen

Mann, wie Ihr, Muggelyn, reicht diese Zeit hin, um einen Betrüger zu entlarven und ihn Jedem in seinem wahren Lichte zu zeigen."

„Es ist gut, Meister; ich will thun, was ich kann; aber Ihr selbst werdet unterdessen nicht schlafen, hoffe ich. Ihr habt so viele Freunde und Bekannte, denen an Eurer Erhebung gelegen sein muß."

„Sorgt nicht deshalb; Muth und Thätigkeit sind Eigenschaften, die mir nicht so fremd sind, wie dem Ehrsüchtigen, den wir bekämpfen wollen ..... Nun, Muggelyn, hängt eilig Euren Mantel um und verliert keinen Augenblick. Morgen gegen Abend werde ich wiederkommen, und wenn ich sehe, daß wir schon einiges Feld gewonnen, werde ich Euch neuen Muth mitbringen."

„Das ist auch die Hauptsache, Mher Denys!" sagte der Ribaudenkönig mit Nachdruck. „Man hat so viel Einfluß, als man Wein hat, seine Worte damit zu unterstützen."

„Also bis morgen thut Euer Bestes, Muggelyn, und behüte Euch Gott!"

Der Ribaudenkönig nahm die Lampe und leuchtete dem Oberdechanten die Treppe hinab. Als er in seine Kammer zurückkehrte, murmelte er lachend:

„Das ist kein kleiner Scheinheiliger. Es fehlt wenig und der Teufel selbst ist nicht schlimmer. Das ist eine fette Kuh, die sich da auf meiner Weide eingefunden hat und gemolken zu werden verlangt. Wohl! wohl! damit wissen wir umzugehen. Dreißig Pfund! Ah, Muggelyn, das wäre ein Leben! Aber, Freund! es ist dies Mal

kein Speck für deinen Schnabel; es würde leichter sein, die Leije auszutrinken, als zu machen, daß der Oberdechant zum Oberhauptmann gewählt werde .... Hält er denn den Ribaudenkönig für dumm genug, um offen zu Werke zu gehen gegen Jemanden, der ihn binnen sechs Tagen machen und zerbrechen kann und ihn höchst wahrscheinlich aus dem Lande jagen würde? Nein, nein! Ich werde den Vogel ohnedies schon rupfen. Er scheint mir blind genug, um Alles zu glauben, was ich ihm sage. Auf jeden Fall will ich aber gehen und mich erkundigen, was das Volk spricht und denkt über diese Sache ...."

Bei diesen Worten gürtete der Ribaudenkönig sein Schwert um, warf die Regenkappe über den Kopf, wickelte sich in einen alten Mantel von braunem Tuch und stieg die dunkle Treppe hinab, um sich nach dem St. Jauskirchspiele zu begeben.

III.

In der Kerkstraet neben der St. Janskirche stand ein neugebautes Haus, welches vielleicht das einzige in Gent war, das so deutlich den Hochmuth offenbarte, den einige reich gewordene Bürger damals zu zeigen begannen. Man konnte es nicht einen Stein nennen, und doch würde ein Fremder es niemals für die Wohnung eines Bürgers gehalten haben. In der That, es hatte einen zwiefachen Charakter; denn obwohl aus schweren Stücken Schiefer aufgemauert und von ansehnlicher Größe, hatte man ihm die Form der gewöhnlichen Häuser in Gent gelassen, mit niedrigen Fenstern, die auf die Straße gingen, um die Vorkammern als Magazine gebrauchen zu können, und den Giebel schmückten zahlreiche Verzierungen, welche die ächten Steine nicht zu haben pflegten. An beiden Ecken des Gebäudes dagegen waren mit ausgehauenen Steinen zwei Thürme oder Kessel aufgeführt, wie die Ritterwohnungen sie zeigten, allein mit dem Unterschiede, daß sie sich hier aus dem Giebel erhoben und keine Schießlöcher hatten.

Es war nicht zu verkennen, daß dies Haus einem Bürger zugehören mußte, der aus Eitelkeit sich eine ritterliche Wohnung hatte bauen wollen, den jedoch die Scham zurückgehalten, sich ganz und gar über seinen Stand zu erheben. Dadurch war dieses Haus ein Gemisch von adeligem und bürgerlichem Baustyl, auf jeden

Fall gewann es dadurch nichts an Schönheit; denn die Ueberladung desselben mit geschmacklosen Verzierungen bewies noch mehr als alles Uebrige, daß es des Eigenthümers Absicht gewesen, Andere an Pracht zu übertreffen und einen ungewöhnlichen Reichthum zu entfalten. Ueber der Hausthür prangte das Wappen der Webergilde, ein rothes Schild mit silbernem Löwen zwischen zwei goldenen Weberspulen, und darunter mit großen Buchstaben die Aufschrift: „Geeraert Denys, Wollenwebermeister.“

Neben diesem sonderbaren Hause erhob sich die schöne St. Janskirche mit ihren stattlichen Thürmen. Der Kirchhof zog sich daneben hin, und aus den Fenstern konnte man beinahe senkrecht auf die Gräber sehen, sowie auf das Beinhaus, in dessen Mauer einige hundert Todtenköpfe ausgehauen waren.

Das Innere des Hauses machte denselben Eindruck, wie das Aeußere. Die Vorkammern waren mit Stücken Tuch von verschiedener Farbe und verschiedenem Werthe angefüllt; im Hinterzimmer strahlte aus Allem der Reichthum entgegen. Die Sessel waren daselbst mit Corduan oder mit Sammet überzogen und mit goldenen Nägeln beschlagen; die Tische und der übrige Hausrath zeigten überall sehr schönes Schnitzwerk.

Wenige Tage nach der Zusammenkunft in der Byloke, spät am Nachmittage, befand sich Lieven Denys mit seiner Mutter in dem Hinterzimmer ihrer prächtigen Wohnung. Alles, was diese einfache Frau umgab, stach seltsam von ihrem bürgerlichen Wesen und ihrer gerin=

gen Kleidung ab. Obwohl sie hier als Herrin gebot, so würde man sie doch eher für eine Dienstmagd gehalten haben. Sie saß auf einem jener kostbaren Stühle unter dem Schornstein und spann Flachs an einem schnurrenden Rade, während ihr Sohn neben ihr an einem Tische damit beschäftigt war, einige Rechnungen durchzugehen.

„Wie glücklich ist es, Lieven!“ sprach die Mutter, „daß Du in St. Baefsstede in die Magisterschule gegangen bist. Es giebt Klerken, die nicht so gut schreiben und rechnen können wie Du. Wir können dem Himmel dafür danken; denn wenn Du die Geschäfte nicht besorgtest, so würden sie bald in einer schönen Verwirrung sein. Dein Vater, der hochmüthige Thor, kümmert sich um nichts mehr.“

„Wozu sollte er es auch, Mutter?“ antwortete Lieven. „Er hat sein ganzen Leben gesorgt und gearbeitet, da ist es recht, daß er nun auch ausruhe, um so mehr, da ich recht gut dazu passe.“

„Habe ich dergleichen in meinem Leben gesehen!“ entgegnete die Mutter; „das geht nach der Byloke, und spricht und rast über Sachen, wovon er eben so wenig versteht, wie mein unschuldiges Spinnrad da! Er hat das Geld mit saurer Arbeit gewonnen, und es wäre besser, daß er es nun genösse, ohne sich viel Leid und Kopfbrechen zu suchen. Das läßt sich verbannen wie ein Schelm, um seinen freien Schwatz zu haben über Dinge, die uns nichts angehen!“

„Ach, Mutter! Ihr redet immer so; aber das geschieht nur zum Spaß, nicht wahr?“ antwortete Lieven.

„Es ist doch die Pflicht jedes guten Bürgers, der Gemeine so nützlich wie möglich zu sein. Der Vater hat jetzt Mittel und Zeit im Ueberfluß; was kann er also Besseres thun, als für das allgemeine Wohl mitwirken?"

„Ich weiß wohl, Lieven, daß man bei Dir schlecht ankommt, wenn man nicht immer vom Vater schön redet; das macht Dir Ehre, Kind; aber ich kenne ihn schon so lange; ich weiß zu gut, was ihm im Kopfe steckt und was nicht drin steckt. Es wäre besser, Du ständest mir bei, ihn von seinen Grillen zu heilen; denn verlaß Dich darauf, womit er sich jetzt abgiebt, das wird noch ärgere Folgen haben, als ihn aus dem Lande zu verbannen."

„Nein, nein, Mutter! Eure Furcht ist ungegründet; der Vater ist wohl auffahrend und hastig, aber es gebricht ihm auch nicht an Vorsicht und Klugheit. — Und wenn er sich auch wirklich in Gefahr bringt, so geschieht es doch nur aus Vaterlandsliebe und aus Liebe zur Freiheit, und das ist doch wahrhaftig löblich."

„Ja, ja!" sagte Frau Denys, die Achseln zuckend, „ich weiß nicht, wo Ihr Leute die Worte hernehmt, um dies thörichte Treiben herauszuputzen. Sage mir nur zum Beispiel, warum Dein Vater jetzt schon seit sechs Tagen vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen ist und nach dem Abendessen wie ein verfolgter Dieb aus dem Hause läuft, um ganze Nächte wegzubleiben. Seine Augen stehen ihm ganz verwildert im Kopfe, und er schläft vor Müdigkeit ein, wo er sich hinsetzt. Glaubst Du nun, daß er sich blos aus Vaterlandsliebe so abmatte und seine Gesundheit zerstöre?"

„Aber, Mutter, Ihr wißt es ja selbst, daß große Dinge im Werke sind; Alle in der ganzen Stadt laufen so hartnäckig herum; es muß dafür gesorgt werden, daß das Volk in seiner Wahl sich nicht betrüge und daß die Hauptleute tüchtige und muthige Bürger seien. Noch eine Stunde, und Jeder weiß, wie die Wahlen ausgefallen sind; dann wird Alles wieder friedlich und still werden; es ist eben eine Zeit der Gährung und der Leidenschaften."

„Aber, Lieven!" rief die Mutter verwundert, „wie bist Du noch einfältig, Junge! Weißt Du, warum Dein Vater sich die Beine abläuft und in fünf Nächten kein Auge zugethan hat? Er bildet sich ein, man werde ihn zum Hauptmann des St. Janskirchspiels wählen!"

„Zum Oberhauptmann?" fragte Lieven ungläubig.

„Ja, zum Oberhauptmann," antwortete Frau Denys; „und nun frage ich Dich, ob das nicht ein thörichter Wahn ist, da es doch Niemand anders werden kann als Mher Jakob von Artevelde; das hört man ja überall im ganzen Kirchspiel aussprechen."

„Was Ihr da vom Vater sagt, ist unmöglich, Mutter! Nicht, als ob er dies Amt nicht eben so gut wie jeder Andere bekleiden könnte und nicht das Recht hätte, ein solches Zeichen des allgemeinen Vertrauens zu erhalten; aber er weiß für gewiß, daß kein Anderer, als der weise Mann, ernannt werden wird. Was sich in der Byloke zugetragen hat, läßt Niemanden daran zweifeln. Wohnten wir in einem der vier andern Kirchspiele, so würde ich selbst glauben, daß man den Vater zum Haupt-

mann wählte, aber zum Oberhauptmann? Gewiß, Mutter, daran denkt er gar nicht."

„Und ich sage Dir, Lieven, er brennt darauf; mit Dir spricht er nicht darüber, denn er liebt Dich sehr und weiß, daß es Dich betrüben würde. Vielleicht meint er auch, daß Du die Dinge bereits zu gut durchschauest; mich im Gegentheil betrachtet er als eine gutmüthige, einfältige Person, und läßt hier und da ein Wort gegen mich fallen, aus dem ich recht wohl merken kann, wo ihn der Schuh drückt. Wenn er nur jetzt in seinem Hochmuthe nichts sagt oder thut, was Veerle's Vater mit Recht erzürnen kann."

„Ach nein, Mutter!" seufzte Lieven betrübt, „das wird nicht geschehen."

„Wer weiß, Lieven! Wenn er aber durch seinen thörichten Leichtsinn die Sache hier in Verwirrung bringt, so soll er sehen, mit wem er zu thun bekommt. Ich werde dieser Grillen müde, Kind; das muß ein Ende nehmen. Seit wir unser altes Haus in der Lange Munte verlassen haben, um, gegen meinen Willen, in diesen Stein zu ziehen, ist unsere Wohnung eine Hölle von Unzufriedenheit und Verdruß geworden. Dein Vater ist krank, Lieven, er ist wirr im Kopfe, und kann ich ihn heilen, sei es ihm lieb oder leid, so werde ich es nicht unterlassen."

Plötzlich stand Lieven überrascht von seinem Stuhle auf, um auf eine Stimme zu horchen, die im Vorgemach unverschämte Worte zu der Dienstmagd sprach. Ehe er jedoch noch einen Schritt thun konnte, um die

Ursache des Lärms zu erfahren, erschien im Hinterzimmer Jemand, der keck vorging, während er sehr schnell mit sich selbst redete:

„Na, es scheint, als ob mein Freund Geeraert seinen Dienstboten nicht gelehrt habe, was sie einem Könige schuldig sind; mich warten zu lassen zwischen den einfältigen Haufen Tuch! Wäre es noch bei einer Kanne Wein! Ach, von Wein zu reden, ich glaube, der Oberdechant muß in dieser Stunde schrecklichen Durst haben. Wenn ihm jetzt die Kehle nicht brennt, da kann er es sein ganzes Leben lang aushalten, ohne zu trinken.“

Mit einer Art von trauriger Neugier betrachteten Lieven und seine Mutter den Mann, der dies murmelnd, die Hand in die Seite gestemmt, sich ihnen taumelnd näherte.

„Was wollt Ihr von uns?“ fragte Lieven in einem Ton, der deutlich zeigte, dieser Besuch sei ihm nicht angenehm.

„Ha, ha!“ lachte der Andere, „hätte man mir denn ohne mein Wissen meine Gestalt verwechselt, daß man den fröhlichen Ribaudenkönig nicht mehr kennt?“

„Nun denn, was verlangt Ihr?“ wiederholte Lieven.

„Wenn ich mich nicht täusche, seid Ihr der Sohn meines würdigen Freundes Denys,“ sprach der Ribaudenkönig mit seinem beständigen Lachen; „Euer Vater ist also nicht hier?“

„Nein, nein!“ rief die Mutter, „er ist nicht hier; wollt Ihr ihn sprechen, so kommt in ein paar Stunden wieder.“

„Ach! Ihr meint, daß ich ihn nöthig habe!“ entgegnete der halbbetrunkene Muggelyn. „Er ist es, der mich nöthig hat! Ich nehme mir hier einen Stuhl, Frau, und während ich seine Rückkehr erwarte, möchte ich wohl Etwas trinken; denn ich habe schrecklichen Durst von all' dem Laufen und Rennen für unseren Freund. Füllt die Kanne nur voll, ich thue Euch schon zweimal Bescheid.

Ich sah nie so rothen Mund,
Noch auch so liebliche Augen,
Als sie hat, die mich hat verwund't.

Kommt, bringt die Kanne, ich singe Euch das ganze Lied; es wird Euch die Zeit verkürzen.“

Frau Denys stemmte die Arme in die Seite und glaubte den Ribaudenkönig mit Scheltworten aus dem Hause treiben zu können; aber jetzt sah sie ihren Sohn plötzlich erbleichen und vor Zorn zittern wie ein Schilfrohr; sie schwieg daher und näherte sich Lieven, um ihn zu beruhigen, allein der Jüngling rief mit unterdrückter Wuth dem verwunderten Muggelyn zu:

„Ribaud, Ihr seid hierher gekommen ohne Urlaub und bleibt hier gegen unsern Willen? Wißt Ihr, welche Strafe darauf steht, so die Wohnung eines freien Bürgers von Gent zu schänden?“

„Ist das der Wein, oder mindestens das Bier, mit dem Ihr mich tractiren wolltet?“ scherzte Muggelyn.

„Es ziemt sich nicht zu spotten,“ fuhr Lieven fort; „ich sage es Euch nicht zum zweiten Male. Entfernt Euch schnell, oder ich hole Zeugen herbei. Wenn Ihr also nicht wollt, Mher Muggelyn, daß die Obrigkeit sich da-

mit bemühe, so geht Eures Weges und laßt uns in Frieden!"

„Nun, so behaltet Euren Wein, und möge er sich in Essig verwandeln; aber erlaubt doch, daß ich mich etwas ausruhe; ich habe Schmerz in den Beinen, junger Herr. Das kommt davon, weil ich wegen der verfluchten Wahlen für Euren Vater herumlaufen muß. Au weh! Euer Vater müßte mir einen solchen Stuhl zum Geschenk machen."

Der erzürnte Jüngling konnte sich nicht länger halten und mühte sich ab, sich aus den Armen seiner Mutter, die ihn festhielt, loszureißen.

„Ihr gemeiner Ribaud!" rief er, „wir wollen doch sehen, ob Ihr einen Genter Bürger ungestraft in seiner Wohnung verhöhnen dürft! Verweilt noch einen Augenblick, und ich werfe Euch aus der Thür! . . . . Fort! sage ich."

„Nun, bei Sanct Lieven!" antwortete der Ribaudenkönig, indem er aufstand; „Ihr seid noch barscher, als der Wirth im Hirsch unter dem Glockenthurm. Ich wollte mich ja nur erholen, indem ich die Rückkehr meines Freundes Denys erwartete. Es scheint, daß Ihr keinen Spaß versteht, junger Herr. Schon gut! Jeder ist Herr in seinem Hause. Ihr brauchtet nicht so große Augen zu machen, um mich daran zu erinnern. Sagt also nur Eurem würdigen Vater, daß der Ribaudenkönig Muggelyn ihn heute Abends um sieben Uhr in seiner Wohnung zum Walthore erwarten wird. Ich werde ihm den Wein wiedergeben, den Ihr mir so

gütig eingeschenkt habt. Seid gegrüßt, und bleibt in Frieden!"

Bei diesen letzten Worten war der Ribaudenkönig bereits aus der Thür und ging mit wankenden Tritten die Treppe hinunter.

So wie er fort war, brach Frau Denys in einen Strom von Schimpfworten gegen den unverschämten Ribaud aus. Lieven sagte nichts, sondern bedeckte sein Gesicht mit den Händen und legte es, in peinliche Betrachtungen versunken, auf das Rechnungsbuch vor ihm.

Als die Mutter durch eine Fluth von Klagen und Drohungen ihr Herz etwas erleichtert hatte von dem Zorn, der es bedrückte, sagte sie mit scharfem Ton zu ihrem Sohne:

„Nun, Lieven! was meinst Du zu diesem Besuch? Ist es nicht sehr ehrenhaft für uns, daß ein Ribaud hierher kommt, sich den Freund Deines Vaters nennt und unser Haus zu einer Taberne macht? Als ich Dir sagte, daß er sich durch seinen dummen Hochmuth immer tiefer hineinbringen würde, da hatte ich Unrecht, nicht wahr? Da läuft nun der Oberdechant der Gilden von Gent mit Ribauden herum; man möchte in den Erdboden sinken vor Schaam!"

„Mutter, was der Trunkenbold gesagt hat, ist falsch!" rief Lieven, das Haupt emporhebend. „Der Vater mag den Ribaudenkönig kennen, daran ist nichts Wunderbares; aber daß er Etwas gemein mit ihm habe, das leugne ich, das ist unmöglich."

„Gut, ich wünsche, daß Du Dich nicht täuschest;

aber was bedeutet dann seine Rede, daß er wegen der Wahlen für Deinen Vater herumgelaufen sei?"

„Es steht ihm frei, wegen der Wahlen herumzulaufen, für wen er will; dazu braucht er des Vaters Erlaubniß nicht."

„Und dann, daß er Deinen Vater um sieben Uhr am Walthore erwarten will? Dein Vater geht also mitunter in das schmuzige Ribaudennest. Das ist etwas Schönes für einen Bürger, den Sohn ehrlicher Eltern! Aber laß ihn nur zu Hause kommen, ich will's ihm schon sagen, daß ihm die Augen übergehen sollen. Und sollte Alles kopfüber kopfunter gehen, ich will ihn schon lehren oberhauptmannen und ribauden."

„Erzürnet Euch nicht vorher, liebe Mutter!" bat Lieven wehmüthig; „wir wollen den Vater selbst darum befragen, und dann werdet Ihr hören, daß der unverschämte Muggelyn nicht wußte, was er schwatzte. Warum denn den Vater auf das bloße Wort eines Trunkenboldes hin verdächtigen? Wir werden nicht lange mehr zu warten haben; denn die Wahlen müssen bereits vorbei sein .... Hört! da geht die Thür! das ist der Vater."

Die Dienstmagd trat ein und sagte:

„Frau, da ist Mher Jan Calevoet, der Dechant der Zwillichweber."

„Bitte ihn, hereinzukommen!" antwortete Frau Denys mit sichtbarem Mißvergnügen.

Als die Magd wieder fort war, sagte sie zu ihrem Sohne:

„Der Calevoet ist auch Einer von denen, die in

Sanct Jans Tollhause sitzen müßten. Er und Dein Vater sind zwei Narren unter einer Kappe. Er kommt auch nur, um Deinen Vater aufzuhetzen."

Jan Calevoet trat mit einer allgemeinen, doch kalten Verbeugung herein, warf seine Kopfbedeckung ab, nahm einen Stuhl und setzte sich unter den Schornstein, während er einen Gruß murmelte.

Der Dechant der Zwillichweber war kurz von Gestalt und hatte in seinem ganzen Wesen nichts, das die Aufmerksamkeit erregen konnte, als ungemein kleine Augen, eine platte Stirn und große dünne Ohren, die am Kopfe angeklebt zu sein schienen. Man würde dieses Gesicht für den äußeren Abdruck der Unbedeutendheit und des Stumpfsinns angesehen haben, hätten seine gekniffenen Lippen, sein spitzer Blick und sein geziertes Benehmen nicht eine Mischung von Einbildung und Dummheit errathen lassen.

Nachdem er sich behaglich bei dem Feuer hingesetzt, rief er erzürnt:

„Ach, Ver*) Denys! so kann es nicht bleiben!"

„Was kann nicht so bleiben?" fragte sie.

„Ich sage Euch, es darf nicht so bleiben!" wiederholte der Dechant der Zwillichweber, indem er mit dem Fuße in die Asche stieß.

„Sachte, Mher Calevoet!" lachte Frau Denys; „gegen wen oder gegen was zieht Ihr denn zu Felde? Eure Rede würde für uns verständlicher sein, wenn es

*) Altvlämisch für Frau.

Euch beliebte, uns zu sagen, in welchen Dorn Ihr tratet?"

„In welchen Dorn? In einen großen Dorn! Aber seid versichert, Ver Denys! es kann nicht so bleiben! — Wird Herr Denys nicht bald nach Hause kommen?"

„Das müßt Ihr besser wissen als ich, denn Ihr kommt ja von den Wahlen!"

„Wahlen! Wahlen!" rief Calevoet, von Neuem in die Asche tretend; „sind das Wahlen, Ver Denys? Verführungen und Bestechungen von herrschsüchtigen Betrügern! Das ist's, nichts anders!"

„Aber erklärt Euch doch, Mher Calevoet!" fiel Lieven ihm in die Rede; „wir verstehen Euch nicht."

„Was! Ihr versteht mich nicht? Ich spreche doch gutes Vlämisch!"

„Es ist in St. Michielskirchspiel wohl nicht nach Eurem Sinn gegangen?" sagte Frau Denys ungeduldig. „Das begreife ich wohl; es kann nicht nach Jedes Wunsche ausfallen, und diejenigen, denen es mislingt, die müssen sich darüber nicht so ärgern; es ist nicht der Mühe werth."

„Nicht der Mühe werth? Das werden wir hören, sobald Herr Denys nach Hause kommt. Man scheint ihn durch schändliche List im St. Janskirchspiel unterdrückt zu haben. Die Walkmüller haben dort, wie überall, wieder ihren alten Haß gegen die Weber ausgelassen; aber so darf es nicht bleiben, und sollte Roland in das Spiel kommen. Was! soll der Dechant der Weber, der Oberdechant der Zünfte von Gent, zurückgesetzt werden um

eines Schwätzers willen, der nichts kann als schönreden? Im St. Janskirchspiel soll man einen andern Hauptmann als Mher Denys wählen dürfen?"

„Nun denn! was habe ich Dir gesagt?" fragte Frau Denys ihren Sohn; „da hast Du's ja! Mher Denys muß Oberhauptmann werden: hast Du in Deinem Leben so Etwas gehört?"

Da sie sah, daß Lieven besiegt und gleichsam beschämt die Augen niederschlug, wandte sie sich zu Calevoet und sagte spöttisch:

„Es wäre besser, Mher Calevoet, man ließe meinen Mann zufrieden, und setzte ihm nicht dergleichen Possen in den Kopf. Vielleicht wolltet Ihr zum Hauptmann in St. Michiels erwählt werden, und da mögt Ihr Euch selbst darum bekümmern, ohne hier Herrn Denys aufzuhetzen und ihn noch dümmer zu machen, als er schon ist."

„Ja, Ver Denys! wenn Artevelde gewählt wird, da werdet Ihr sehen, wen das am meisten verdrießt; dann werde ich noch wie ein Schaf neben Mher Denys aussehen. Macht Euch nur auf ein schreckliches Unwetter gefaßt; er ist im Stande, vor Wuth ein Unglück anzurichten, und er hat Recht; solchen Hohn erträgt man nicht, ohne daß das Blut vor Zorn aufflammt."

„Ha, ha!" lachte Frau Denys, „wenn das wahr ist, so sieht man Euch Beide heute noch Hand in Hand nach Sanct Jans Tollhause wandeln; denn, bei meinem ehrlichen Wort! Ihr seid alle Beide verrückt."

„Ich weiß wohl, Ver Denys!" sagte Calevoet erzürnt, „daß die Frauen von Gemeindesachen nichts be-

greifen; ich thue auch besser, über so wichtige Dinge zu schweigen, bis der Oberdechant zurückkommt. Euer Spott wird weder ihn noch mich zurückhalten, für Freiheit und Vaterland zu thun, was Noth ist, und müßten wir Leben und Gut daran setzen. Es geht doch zu weit; man möchte sein Herz fressen, wenn man es ansieht! Einen Großprahler zum Oberhauptmann machen, einen Herrschsüchtigen, der nichts will, als die Gemeine in den Abgrund stürzen und sich selbst über Andere erheben!"

Lieven's Stirn röthete sich vor Zorn; bitteres Lächeln spielte um seine Lippen, während er fragte:

„Von wem sprecht Ihr denn so heimlich, Mher Calevoet? Wer ist denn der Herrschsüchtige, auf den Ihr so unbarmherzig schimpft?"

„Wer?" rief der Dechant der Zwillichweber; „fallt Ihr denn aus der Luft, Lieven? Auf wen sollte ich denn mit Recht schimpfen, wenn es nicht auf Jakob von Artevelde wäre?"

„Und Mher von Artevelde ist nichts als ein Großprahler?"

„Und ein Betrüger, der das Volk irre führt!"

„Und ein Habsüchtiger?"

„Und ein unvernünftiger Wütherich, der uns in die Hände der Leliaerds liefern wird!"

Das Uebermaß des Zorns, welches den Jüngling bei diesen Worten ergriff, beruhigte ihn plötzlich; die Röthe verschwand von seinem Antlitz und machte einem Ausdruck des Mitleids, vielleicht der Verachtung, Platz. Er sagte mit Nachdruck:

„Es thut mir weh, Mher Calevoet! einen Freund meines Vaters so reden zu hören. Es ist jetzt bereits ein Jahr, daß Flandern mit der schrecklichsten Hungersnoth zu kämpfen hat. Seit einem Jahre schon schreit das Volk nach Erlösung und Nahrung; Niemand fühlte während der ganzen Zeit in sich Verstand und Muth genug, um das Vaterland zu retten. Nun kommt ein Mann, der es wagen durfte, Leben und Gut zu verpfänden für das allgemeine Beste. Er ruft das Volk aus seiner Muthlosigkeit empor; er entwirft einen riesenhaften Plan, um Flandern durch eine einzige That Gedeihen und Nahrung zu geben, und beweist mit wunderbarer Beredsamkeit, daß Gott ihn mit Geisteskräften begabt habe, die nöthig sind, um das edle Werk zu vollbringen. Das Volk jauchzt ihm zu als dem Retter seines Vaterlandes und freut sich über seine sichere Erlösung..... Und in solchem Augenblick wagen es einige Bürger in unglaublicher Verblendung, gegen ihn Rache zu rufen und von Betrügerei zu sprechen. Daß man von dem weisen Manne zu sagen wagt, er sei ein unvernünftiger Wütherich! Unvernünftig? Er, der seine Beleidiger zerschmettern kann mit der Macht seines Geistes! Wütherich? Mher Jakob von Artevelde, der den Muth hat, die Rache und den Haß aller Feinde der Freiheit und des Vaterlandes auf sich zu laden, und der sein Haupt auf den Richtblock legt, zum Pfande für Flanderns Freiheit! Ach! wenn Frankreich mächtig genug wäre, um die Gemeine wegen ihres Aufstandes zu bestrafen, wer würde das erste Schlachtopfer sein? Ihr doch wohl nicht,

Mher Calevoet! Nein, es ist der weise Mann, dessen Blut strömen würde, um für Flandern zu büßen!"

„Wohl gesprochen, Lieven!" rief die Mutter triumphirend; „Mher Calevoet mag das in die Tasche stecken; das wird ihm lehren, Deinem Vater den Kopf mit Thorheiten und Grillen vollzustopfen."

Der Dechant der Zwillichweber hatte lachend die Worte des Jünglings angehört, obwohl sie ihn innerlich verdrossen.

„Oho, Lieven!" antwortete er; „Ihr behaltet die Lehren Mher Jakob's sehr gut. Es scheint, daß Ihr auch ziemlich viel schöne Worte kennt; aber das macht es Alles nicht aus. Ihr sprecht etwas kühn, Jüngling, und ich könnte mich beleidigt fühlen durch Eure höhnischen Reden; aber ich will es gern vergessen, indem ich bedenke, daß Ihr von öffentlichen Angelegenheiten wenig versteht. Ihr werdet später noch lernen, daß der Schein trügt und Worte nichts als Worte sind; zum Beispiel, man hat Mher Jakob gerathen, mit einem ganzen Heer Rupelmondestein zu belagern, um Segher de Cortrazyn mit Gewalt aus dem Kerker zu befreien; er will es aber nicht, und sagt, daß dieser Zug Alles in Gefahr bringen würde. Segher de Cortrazyn ist sein eigener Schwiegervater, und doch wagt Mher Jakob nicht, dessen Befreiung zu versuchen. Ist das nicht eine unerhörte Feigheit?"

„Daran erkenne ich das edle Gemüth des weisen Mannes," rief Lieven, wie von Bewunderung ergriffen; „Ihr glaubt also, daß er das Volk aus dem Schlafe

wach gerufen, um seinen Schwiegervater aus dem Kerker zu holen? Ihr kennt ihn nicht. Flandern will er retten, die Hungersnoth aus unserm Lande treiben. Ach, wenn er die Befreiung Flanderns auf das Spiel zu setzen wagte um seines Schwiegervaters willen, das wäre eine Feigheit! Es giebt enge Seelen, die ein solches Opfer nicht begreifen und Mher Jakob hassen, weil er an Geist und Herz zu groß ist für das Maaß ihrer kleinen Leidenschaften. Sie mögen tadeln und schelten; er wird nicht auf das achten, was tief unter ihm wühlt — sondern Flandern retten, wie er es gesagt hat."

Der Dechant der Zwillichweber stand erzürnt von seinem Stuhle auf und sprach mit heftigem Tone:

„Das geht zu weit! Wie könnt Ihr Euch erlauben, mir so Hohn zu bieten! Junger Mann, Ihr vergeßt, was Ihr mir schuldig seid; denn wenn Ihr so auffahrt gegen einen Freund Eures Vaters, und ihn eine enge Seele und was sonst noch zu nennen wagt, dann sagt Ihr dasselbe von Eurem Vater; er denkt darüber noch schlimmer als ich. Hätte ich nicht Mitleid mit Eurer Unbesonnenheit, ich verließe dieses Haus augenblicklich und würde keinen Fuß mehr über dessen Schwelle setzen!"

Lieven erschrak über die Wirkung seiner Worte, und fühlte, daß er in der That zu weit gegangen sei.

„Verzeiht, Mher Calevoet!" sagte er, „ich habe mich vielleicht zu heftig ausgedrückt; aber es geschah blos, weil Ihr von dem Vater sagtet, er nähme Theil an dem Hasse gegen den weisen Mann. Es scheinen da allerlei Zuträ-

gereien gemacht zu werden. Mein Vater ist ein Freund von Mher Jakob!“

„Ein Freund von Mher Jakob?“ lachte Calevoet; „ich glaube wahrhaftig, Lieven, Ihr verliert den Verstand. Ihr werdet es hören, wenn Euer Vater nach Hause kommt, wie er nach Rache schreit gegen den Herrschsüchtigen, der ihn seines Rechtes beraubt, um uns Allen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Aber wartet....“

Der Dechant der Zwillichweber wollte in seinen Beschuldigungen gegen Artevelde fortfahren, hörte jedoch die Vorderthür öffnen und sagte:

„Ach, da ist er! Jetzt werdet Ihr schon andere Dinge hören.“

Es war in der That Geeraert Denys, der in das Vorgemach trat und dort bei dem ersten Schritte das Dienstmädchen rauh aus dem Wege stieß. Auf seinem Antlitz hatte sich ein tiefer Verdruß gelagert, und seine Augen schienen vor Wuth zu glühen. Sobald er sich jedoch der Thür des Hinterzimmers näherte, verschwand plötzlich der zornige Ausdruck von seinem Gesicht; ein gemachtes Lächeln nahm dessen Stelle ein, das, wenn es auch nicht minder bitter war, doch natürlich genug schien, um seinen Hausgenossen zu verbergen, welche Leidenschaften in seinem Busen wühlten. In das Zimmer tretend, grüßte er Jeden leichthin, indem er Kappe und Mantel abwarf.

„Nun, Mher Geeraert!“ fragte Calevoet aufstehend, „wie ist es gegangen im St. Janskirchspiele? Da ich Euch lächeln sehe, fange ich an zu zweifeln....“

„Mher Jakob von Artevelde ist fast einstimmig zum Oberhauptmann erwählt worden,“ antwortete Geeraert kalt.

„Habe ich es nicht vorausgesagt? In St. Michiels ist es Pieter van den Hovene, ein Ritter!“

„In St. Jakobs Willem van Vaernewyck, der Bruder des Oberschöffen.“

„Wiederum ein Ritter, Oberdechant! Das heißt Volksmacht!“

„In St. Nicolaes hat man Ghelnoot van Lens gewählt; in St. Maertens-Ackerghem Willem van Huse.“

„So!“ rief Calevoet wüthend, „Ghelnoot van Lens, der ganze Tage bei Artevelde im Hause steckt, Willem van Huse, den Vorsteher der Walkmüllergilde! Mich dünkt, daß man der Weberei etwas zu vermessen in’s Angesicht schlägt. Es ist eine abscheuliche Verschwörung; aber es soll nicht dabei bleiben! Nein, und müßte die halbe Stadt in Flammen aufgehen, es soll nicht so bleiben, sage ich!“

„Es ist nun einmal so,“ bemerkte der Oberdechant; „man muß abwarten, was daraus wird, Mher Calevoet! Obendrein gehört ja doch Mher Artevelde immer zu den Webern.“

Denys’ kühles Benehmen überraschte den Dechanten der Zwillichweber, und er fühlte sich um so mehr verletzt, als ihn Lieven und dessen Mutter triumphirend anblickten.

„Wie!“ rief er dem Oberdechanten zu; „man hat Euch eines Rechtes beraubt, das Euch zukam; man hat

Euch einen blutigen Schimpf zugefügt, und Ihr seid nicht wüthend? Oder habt Ihr mich zum Besten?"

„Ich bin durchaus nicht erzürnt, Freund Calevoet!" sagte Denys mit noch größerer Ruhe; „hätte man mich zum Oberhauptmann gewählt, so würde ich allerdings den Weg eingeschlagen haben, auf welchem die Gemeine Freiheit und Macht finden kann; aber das Volk hat zu entscheiden und hat nach seinem Willen gehandelt."

„Und das könnt Ihr ertragen?" fragte Calevoet erstaunt und verletzt; „Ihr lasset Euer Vaterland durch Betrüger erniedrigen, den Webern durch die Walkmüller auf den Kopf treten, und Euch selbst so verkennen? Ach, Denys! Denys! ich habe besser von Euch gedacht. Jetzt, da er mächtig wird, zieht Ihr Euch zurück und laßt Eure Freunde sitzen? Das ist doch auch kein Beweis des stählernen Herzens und des eisernen Arms, von dem Ihr gewohnt seid zu reden?"

„Sobald das Volk seinen Irrthum einsieht, werdet Ihr Denys erkennen, Mher Calevoet. Er wird sich opfern für das Glück Derjenigen, die jetzt ihr Vertrauen einem Andern geschenkt haben, und auf diese Weise zeigen, daß Großmuth ihn beseelt."

„Und jetzt! jetzt!"

„Jetzt will er sich die Dinge ansehen."

Der Dechant der Zwillichweber trat wüthend auf den Heerd, daß die Asche wie Rauch zwischen seinen Füßen emporflog. Er konnte nicht begreifen, was im Herzen des Oberdechanten vorgegangen sei, da er ihn noch am Morgen so harte Drohungen gegen Artevelde hatte

ausstoßen hören und ihn jetzt gefühllos gegen den ihm zugefügten Hohn fand. — Er vermuthete hier Heuchelei oder Spott und sagte, indem er die Kappe aufsetzte und nach der Thür ging:

„Schon gut, Mher Geeraert Denys! Wenn Ihr auch die gute Sache verleugnet und verlaßt, es giebt in Gent, Gottlob! noch genug Männer, welche die Macht haben, ihr Vaterland zu retten und die Betrüger zu entlarven. Seid versichert, man wird Euch nicht um Erlaubniß bitten. Wenn Ihr das Herz verloren habt, so mögt Ihr Euch auch zu den Feigen gesellen; Ihr seid um kein Haarbreit von Eurem Wege abgewichen. Es wird lange währen, ehe Ihr mich hier wiedersehet ....“

Bei diesen Worten öffnete er die Thür und verließ das Gemach. Geeraert Denys stand eilig von seinem Stuhle auf und folgte ihm in das Vorzimmer, wo sie von Neuem in einen langen Wortwechsel geriethen.

Anfangs konnten Frau Denys und ihr Sohn noch sehr wohl die Vorwürfe hören, welche Calevoet dem Oberdechanten machte; aber was dieser mit minder lautem Tone ihm antwortete, verstanden sie nicht. Endlich flüsterten Beide nur, so daß man im Zimmer nichts mehr hören konnte als ein anhaltendes Gemurmel. Nachdem Lieven eine geraume Zeit gelauscht hatte, aus Furcht, daß der Streit im Vorzimmer ärger würde, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder ab und sagte freudig zu seiner Mutter:

„Seht Ihr nun wohl, daß Alles unwahr ist, und daß der Vater die Leidenschaft des heftigen Calevoet nicht theilt? Ich wußte wohl, daß ich mich nicht täuschte. Um

das unverschämte Geschwätz des betrunkenen Muggelyn will ich mich gar nicht kümmern; denn das hat sicherlich weder Grund noch Wahrscheinlichkeit."

Frau Denys zuckte lächelnd die Achseln.

„Ach, Mutter!" sprach Lieven, „das ist nicht recht, daß Ihr jetzt noch zweifelt."

„Ich bewundere Dich, Lieven! Du bist ein guter Sohn, und ich will Dich nicht noch mehr kränken; aber warte nur ein Bischen; der Tag ist noch nicht zu Ende, obwohl der Abend dämmert; es wird gleich ein Ungewitter aufsteigen, das sobald nicht vorüberzieht, sondern Donner und Blitz mit sich führt. Glaube mir!"

„Ja, wenn Ihr den Vater wieder erzürnt, indem Ihr ihm Vorwürfe macht und ihn um Dinge fragt, auf die er nicht antworten will. Ihr wißt, wie müde er sein muß; laßt ihn heute Abend in Ruhe; ich bitte Euch darum, Mutter!"

„Du brauchst mir den Rath nicht zu geben, Lieven! Als ich bei seinem Eintreten das freundliche Lächeln auf seinem Antlitz merkte, wußte ich schon, was die Glocke geschlagen hatte. Ich werde mich sobald wie möglich aus dem Staube machen. Suche Du ihn zu beruhigen, wenn er aufbraust; gegen Dich ist er doch nicht so barsch, wie gegen mich. Morgen wird sich schon ein Wort mit ihm reden lassen. — Und daß dieser dumme Calevoet ...."

Gerade als ihr dieser Name entschlüpfte, trat Geeraert Denys wieder in das Gemach. Das Lachen war jetzt von seinem Antlitz verschwunden, und man konnte nichts als Verdruß und Zorn auf demselben bemerken.

„Frau!“ rief er, wüthend die Hand erhebend, „Du sollst dies Bellen gegen Mher Calevoet lassen, oder es wird Dich gereuen! Wenn man nicht weiß, wie man Leute in seinem Hause empfangen muß, so lernt man es. Es ist keck und unfreundlich von Dir, Frau, daß Du meine Freunde so plump ausschiltst; aber ich weiß es ja, von Dir läßt sich nichts Besseres erwarten!“

„Es beginnt schon zu stürmen,“ murmelte Frau Denys zwischen den Zähnen; „wer das Unwetter fürchtet, der mache sich aus dem Staube!“

„Was murmelst Du da, böses Weib?“ fiel ihr der Oberdechant in die Rede, in der deutlichen Absicht, einen heftigen Wortzwist zu beginnen. Aber die Frau schien ganz und gar keine Neigung dazu zu fühlen; sie nahm ihr Spinnrad vom Boden auf, als wolle sie das Zimmer verlassen, und sagte:

„Siehst Du, Geeraert, wenn Du wieder den Teufel jagst und mich als eine Dienstmagd behandeln willst, so laufe ich aus dem Hause zu meiner Schwester, und dann versuche, ob Du mich bereden kannst, wiederzukommen.“

„Setzt Euch, Vater!“ sagte Lieven bittend, „und ruht Euch aus; denn Ihr seid schrecklich ermüdet. Vielleicht haben sich die Dinge nicht ganz so gemacht, wie Ihr es wünschtet; aber wenn man aus voller Ueberzeugung seine Pflicht als ein guter Bürger that, so darf man sich nicht zu sehr darüber ärgern.“

Geeraert Denys antwortete nicht, obwohl er Lieven's Rath befolgte und einen Armstuhl zum Feuer hinrückte. Dann ließ er sich in dem bequemen Sessel nieder und

schwieg, bis die Dienstmagd mit einer angezündeten Lampe kam und dieselbe auf den Tisch setzte. Mit gebieterischem Tone sagte er nun, während er dieselbe von sich entfernte:

„Was hat die schlechte Dirne hier zu thun? Ich will allein sein, Frau! und laß mir Niemanden in das Zimmer kommen, oder ich werfe ihn aus der Thür. Auch laß mich das nicht zweimal sagen!“

Frau Denys beeilte sich, mit der Magd das Zimmer zu verlassen. Lieven packte seine Schreibereien zusammen, legte sie sammt dem Rechnungsbuche auf ein Schreibpult am andern Ende des Zimmers und wollte dann ebenfalls fortgehen; aber sein Vater hielt ihn zurück mit den Worten:

„Dir gilt es nicht, was ich gesagt habe, Lieven! Nimm das Licht vom Tische und arbeite nur an Deinem Pulte weiter. Ich will versuchen ein Bischen zu schlafen; sorge unterdessen für das Feuer, daß es weder zu kalt noch zu warm hier werde.“

„Ich will schon darauf achten,“ antwortete Lieven, vergnügt über den ruhigeren Ton von seines Vaters Stimme. Diese günstige Aenderung ermuthigte ihn, sein Herz von einem Gedanken, der ihn bedrückte, zu entlasten. Er fragte daher:

„Vater, darf ich Euch Etwas sagen, ehe Ihr schlaft?“

„Gewiß, Lieven! Was ist's?“

„Vor einer Stunde ist Muggelyn, der Ribaudenkönig, hier gewesen, um Euch zu sprechen.“

„Nun, ist das so wunderbar?“

„O nein, Vater! aber er nannte Euch seinen Freund, und machte gar keine Umstände, als ob er sehr vertraut mit Euch wäre.“

„Er war betrunken, sicherlich! Das geschieht ihm nur einmal in der Woche; aber es dauert von Montag bis zum Sonntag. Hast Du denn geglaubt, was Dir der dumme Ribaud sagte?“

„Nein, gewiß nicht, Vater! Ich habe ihm die Thür gezeigt und ihm gedroht, ihn bei der Schöffenbank zu verklagen.“

„Das hättest Du nicht thun sollen, Lieven! Der Ribaudenkönig gehört zu Denjenigen, welche denken, ich sei mehr als irgend ein Anderer dazu geeignet, der Gemeine als Oberhauptmann zu nützen, und hat sich wahrscheinlich Mühe gegeben, auch Andere von seinen Gedanken zu überzeugen. Mag er sich nun täuschen oder nicht, Zuneigung, möge sie kommen, woher sie wolle, darf man nicht rauh zurückweisen.“

„Es ist wahr, Vater! ich bin vielleicht zu heftig gewesen. Seine rohen Redensarten machten mich böse. Er hat auch noch gesagt, daß er Euch heute Abend um sieben Uhr im Walthore erwartet; Ihr geht aber nicht hin, nicht wahr, Vater?“

„Was sollte ich dort, Lieven? Der Trunkenbold hat das gesagt, gleich allem andern Unsinn, den er auskramt. Ist das Alles, was Du zu sagen hattest?“

„Ja, Vater! Ich freue mich, daß es nicht wahr ist. Schlaft nur ruhig; ich werde gut auf das Feuer Acht geben.“

„Recht! Halte Dich still und mache kein Geräusch. Ich werde rasch einschlafen; denn die Augen fallen mir wider Willen zu.“

Lieven begab sich leise zu seinem Pult und setzte seine Arbeit fort. Von Zeit zu Zeit wandte er die Blicke nach seinem Vater und bemerkte betrübt, daß derselbe nicht einschlafen könne, indem er sich fortwährend im Stuhl hin und her drehte und dann und wann die Augen öffnete, um sie eben so vergeblich wieder zu schließen.

Endlich nach einer halben Stunde bewies das hörbare Athmen seines Vaters, daß derselbe Ruhe genoß und fest eingeschlafen war. Jetzt erst ging Lieven auf den Fußspitzen zum Feuer und legte Holz hinzu, worauf er sich wieder zu seinem Pulte begab und fortarbeitete.

Wohl eine gute Stunde lang herrschte die vollkommenste Stille im Zimmer, und Lieven, in eine lange Rechnung vertieft, hatte seit geraumer Zeit sich nicht um das Feuer bekümmert, als ihn plötzlich ein dumpfer Laut störte und ihn die Blicke auf seinen Vater richten ließ. Was der Jüngling sah, mußte entsetzlich sein; denn er wurde bleich und starrte, wie von einer schrecklichen Erscheinung gefesselt, nach dem Kamin hin.

Das Antlitz seines Vaters war in der That abscheulich anzusehen. Die weit geöffneten Augen standen ihm unbeweglich und verwildert im Kopfe; die krampfhaft geöffneten Lippen zeigten seine fest zusammengebissenen Zähne; über seine Stirn und seine Wangen liefen zitternde Falten, und seine Haare sträubten sich empor. Auf dies Alles warf die flackernde Flamme einen rothen

Blutschein, der alle Schattenlinien noch stärker hervorhob und dem Gesicht des Oberdechanten etwas Teuflisches und Entsetzliches verlieh.

Erschreckt war Lieven von seinem Stuhle aufgesprungen; aber dieser Anblick hatte ihn selbst so überrascht, daß er keinen Schritt vorwärts zu thun wagte und unbeweglich stehen blieb. Ein heftiges Zittern ergriff ihn, als er die folgenden Worte aus seines Vaters Munde fallen hörte:

„Hier Roland! Roland!.... Ermordet ihn!.... Ah! ha! Rache!... Kennt Ihr den Dechanten der Weber? Ihr spottet seiner? Blut! Blut!.... Er sterbe!.... Schleppt seine Leiche durch die Straßen!.... Tretet ihn mit Füßen!.... So, so!.... Ha, das ist gut! Ribaud! Ribaud! hierher! Dort läuft noch Einer!.... Den auch! Fahrt fort! fahrt fort!....“

Sowie der Oberdechant diese Worte sprach, wurde sein Gesicht noch gräßlicher, und er bewegte Hände und Füße mit außerordentlicher Kraft. Der zitternde Lieven hatte nicht die Macht, sich zu rühren, bis sein Vater bei den Worten: „Dort läuft noch Einer!“ aufstand und die Hand aufhob, als zeige er dorthin. Die Furcht, er könne in das Feuer fallen, riß den Jüngling aus seinem Schrecken empor. Er lief zu dem Kamin, faßte seinem Vater bei dem Arme, um ihn zu wecken, und sagte:

„Vater! Vater! Ihr träumt.“

Geeraert Denys öffnete die Augen und betrachtete eine Zeit lang seinen Sohn verstört und ängstlich, indem er sich schmerzlich die Stirn rieb.

„Was ist mir geschehen? Ich bin wie gelähmt in allen meinen Gliedern; der Schweiß tropft mir von der Stirn.“

„Ihr habt geträumt, Vater!“ antwortete Lieven; „o, so häßlich geträumt.“

„Habe ich denn gesprochen?“ fragte Denys erschreckt. „Was habe ich gesagt?“

„Ich weiß es nicht, Vater! Es war von Blut und von Jemand, den man ermordete, — von einer Leiche, die man durch die Straße schleifte.“

Der Oberdechant verstummte eine Zeit lang, wie Jemand, der Etwas näher zu bezeichnen sucht. Endlich sagte er:

„Ach, jetzt weiß ich, woher es kommt. Mher Joos Apare hat mich heute Morgen in der Meerminne bei Ser Geeraert's-Teufelsstein wohl eine Stunde lang unterhalten von einem Kornhändler, den man vor Zeiten zu Brügge ermordet hat. Dieser Joos Apare kann Einem erzählen, daß man glaubt, es zu sehen. Wenn er Einem schildert, wie die blutige Leiche des Kaufmanns durch die Straßen geschleppt wurde, dann steigen Einem die Haare zu Berge.“

„Das wird es sein, Vater!“ sagte Lieven beruhigt; „Ihr rieft auch einen Ribaud.“

„Natürlich, weil Du mir, ehe ich einschlief, von ihm gesprochen hattest.“

„In der That! ich dachte nicht mehr daran. Setzt Euch nur wieder in Euren Stuhl, Vater, und schlaft von Neuem; Ihr habt so wenig Ruhe gehabt.“

Geeraert Denys besann sich einen Augenblick und fragte dann wie zerstreut:

„Was ist die Uhr, Lieven?“

„Nach der Uhr von Sanct Jan muß es jetzt etwas mehr als halb sieben sein.“

„Ich muß ausgehen, Lieven.“

„Jetzt noch, Vater?“

„Ja, ich habe Mher Joos Apare mein Wort gegeben; binnen weniger als einer Stunde bin ich wieder zurück. Sage Deiner Mutter, daß sie Essen für mich bereit halte.“

Während Geeraert Denys diese Worte sprach, bekleidete er sich mit Mantel und Kappe und verließ das Gemach. Lieven begleitete ihn bis auf die Straße mit tiefer Betrübniß, und kehrte dann in das Haus zurück, um seine Mutter aufzusuchen. Wohl fuhr es ihm durch den Kopf, daß sein Vater vielleicht zu dem Ribaud gehe; aber sein zartes, liebendes Herz verwarf diesen Gedanken mit Kraft, und als er in die Küche zu seiner Mutter trat, hatte er den Zweifel bereits ganz besiegt und verbannt.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conscience, Hendrik,

Jakob von Artevelde historischer Roman

Bd.: 1

Leipzig (1849)

P.o.rel. 5545-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037481-7